

SCHWÄBISCHE HEIMAT

W. Kohlhammer
Verlag
Stuttgart

3

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / SEPTEMBER 1964



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

INHALT

1964

15. Jahrgang

Drittes Heft — Juli / September

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 3.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart.

Titelbild: Erzengel Michael als Teufelsüberwinder und Seelenwäger (Wage fehlt) in der Michaelskirche Waiblingen, an der Konsole Engel mit Wappen des Pfarrers Hans Schinnagel und vielleicht des Michael Schinnagel. 1480/90.

Aufnahme: P. A. Kroehnert

Der Brand des Stuttgarter Hoftheaters
und die Entstehung des Interims-
Theaters im Jahre 1902
Von Robert Uhland 122

Im Abendhauch
Gedicht von Paul Häcker 132

Rund um die Solitude
Von Otto Feucht 133

Zu einem Pokal aus den Revolutions-
jahren 1848/49
Von Max Kibler 150

O's gefällt
Gedicht von Karl Häfner 152

Heimatsprache
Von Karl Häfner 153

Oberschwäbische Singspiele
Von Willi Siegele 156

Willi Siegele in memoriam
Von Adolf Schabl 163

Johann Friedrich Flattich
Von Wolfgang Jutz 165

Ein Altwürttemberger. Ehrung für
Helmut Dölker
Von Ernst Müller 168

Preisausschreiben „Schöne Heimat-
stadt Ravensburg“
Von Adolf Schabl 169

Was uns beschäftigt – was uns angeht
Auf dem Weg zu einem Freilicht-
museum in Baden-Württemberg 174

Pleidelsheimer Kiesgruben – eine wert-
volle Naturstätte vor der Vernichtung?
Von C. König u. E. Schütz 174

Buchbesprechungen 177

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 179

SCHWÄBISCHE HEIMAT 1964 Heft 3

Der Schwäbische Heimatbund widmet dieses Heft

seinem hochverdienten Ehrenmitglied

Präsident i. R. Dr. Alfred Neuschler

zum 90. Geburtstag am 27. August 1964

in aufrichtiger Verehrung und in dankbarer Erinnerung

an das erfolgreiche Wirken

seines Vereinsleiters in den Jahren 1949-1956,

als es galt, den Bund von Grund aus neu aufzubauen

und der Arbeit für Heimat und Volkstum

klare Richtung zu weisen und feste Formen zu geben

Der Brand des Stuttgarter Hoftheaters und die Entstehung des Interims-Theaters im Jahre 1902

Von Robert Uhland

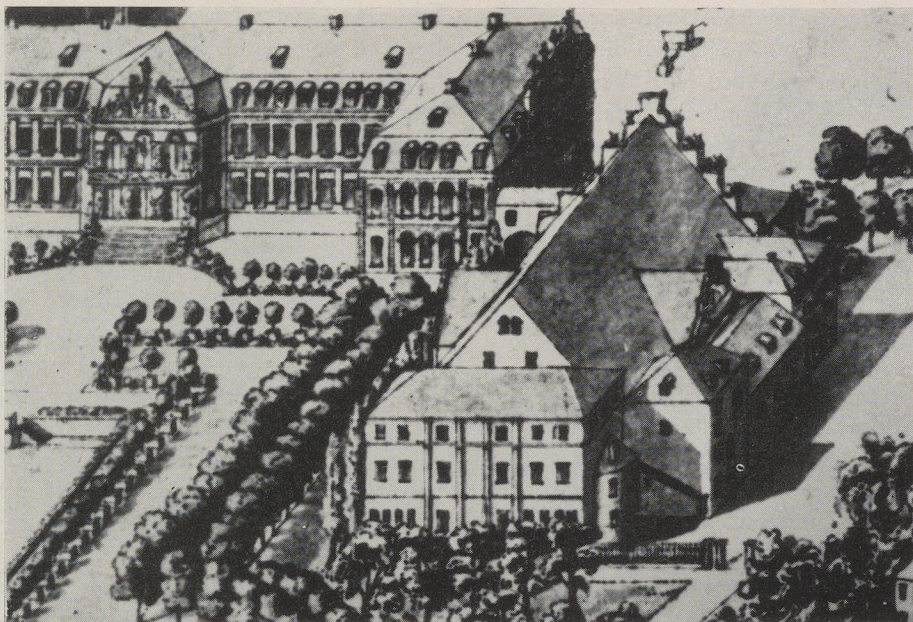
Eines der großen Verkehrszentren Stuttgarts, der Charlottenplatz, steht im Zeichen einer grundlegenden Umgestaltung. Zwar haben die Arbeiten ihren Höhepunkt noch längst nicht erreicht, doch läßt sich bereits erkennen, welch tiefgreifende Veränderungen sie mit sich bringen werden. Veränderungen, die sich nicht auf den Charlottenplatz beschränken, sondern sich bis zum Schloßplatz einerseits und in die Neckar-, Eßlinger-, Holz- und Charlottenstraße andererseits hinziehen werden. Es ist ein Schritt vorwärts zur Erleichterung des ständig wachsenden Verkehrs im Stuttgarter Talkessel, aber auch zur Neugestaltung des kulturellen Bereichs der Stadt: Von den Anlagen aus soll sich ein Grüngürtel erstrecken, der die beiden Häuser der Staatstheater, das Landtagsgebäude, das Neue Schloß und das Wilhelmshaus, die Neubauten des Staatsarchivs und der Landesbibliothek bis hin zur Staatsgalerie verbindet.

Wurden die einschneidenden Veränderungen teils durch die Zerstörungen des letzten Krieges nötig, teils von dem anders nicht mehr zu bewältigenden Verkehr erzwungen, so ist doch der Plan einer Neugestaltung des Gebietes rings um das Neue Schloß nicht so neu, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Bereits vor rund 60 Jahren gab der verheerende Brand des alten Stuttgarter Hoftheaters in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1902 Anlaß zu heftigen Diskussionen, was mit dem Platz des zerstörten Gebäudes geschehen und wo der Neubau erstellt werden sollte. Dabei wurden die verschiedenartigsten Vorschläge gemacht, die schon manches von dem vorwegnahmen, was in unseren Tagen Gestalt gewinnen soll. Nur noch wenige alte Stuttgarter werden sich daran erinnern – mit ein Grund, diese Dinge der Vergessenheit zu entreißen.

Nach einer Vorstellung der „Meistersinger“, die um 10 Uhr abends beendet war, brach kurz nach Mitternacht aus nie ganz geklärten Ursachen im Malersaal hinter dem Bühnenraum des Hoftheaters beim Neuen Schloß, an der Stelle des heutigen Kunstgebäudes, Feuer aus, das sich trotz des Einsatzes der rasch alarmierten Feuerwehr in kurzer Zeit über den ganzen Dachstuhl, die Bühne und, als der eiserne Vorhang in der ungeheuren Hitze gebarsten war,

auch über den Zuschauerraum ausbreitete. Um 1 Uhr stand der ganze innere Teil des Theaters in Flammen, der Dachstuhl stürzte ein, gegen 3 Uhr brachen außer den beiden inneren Feuermauern alle Wände des Innenbaus zusammen. Mit Ausnahme des linken Seitenbaus, des Teils mit den Haupteingängen beim Schloßplatz und des durch das Löschwasser schwer beschädigten Foyers wurde das gesamte Gebäude ein Raub der Flammen. Zeitweilig hatte höchste Gefahr bestanden, daß das Feuer auf den angrenzenden Flügel des Neuen Schlosses übergriff; stundenlang waren Feuerwehrleute damit beschäftigt, dessen Fassade und Dach mit Wasser zu besprengen. Ebenso gefährdet war der neu erbaute Olgabau unweit davon mit der danebenliegenden Eberhardskirche: der heftige Funkenflug drohte auch sie in Brand zu setzen.

Gegen 3 Uhr früh mußte der das Theater mit dem Schloß verbindende Gang eingerissen werden, da die gegen den Rosengarten gelegene Seite des Theaters bis auf den Grund niederbrannte. König Wilhelm II. erschien kurz nach 1 Uhr auf dem Brandplatz und ließ sich von Branddirektor Jacoby Bericht erstatten, der die Löscharbeiten mit Tatkraft und Umsicht leitete. Eingehend besichtigte der König die Zerstörungen. Trotz des in Strömen herabfließenden Löschwassers stieg er unter Fackelbeleuchtung zum 1. Rang empor, um einen Blick in den Zuschauerraum zu werfen, dessen Anblick jeder Beschreibung spottete. Das wütende Element hatte eine Kulturstätte ersten Ranges vernichtet, deren Auf- und Ausbau dem König ein persönliches Anliegen war. Wenn Stuttgarts Theater um die Jahrhundertwende zu den besten Deutschlands zählte, so war es in erster Linie ihm und seinem hervorragenden Intendanten Joachim Gans Edler Herr zu Putlitz zu verdanken. Noch während des Brandes faßte Wilhelm daher den Entschluß, sämtliche Mitglieder des Theaters, die nun arbeitslos geworden waren, im vollen Bezug ihrer Gehälter zu belassen, ihre Verträge keinesfalls zu kündigen. Minderbemittelten wurde Ersatz für den Verlust persönlichen Eigentums zugesichert. Zugleich faßte der König die baldige Errichtung eines provisorischen Theaterbaus ins Auge, der in wenigen



Das zum Hoftheater umgebaute ehemalige Lusthaus von hinten. Deutlich ist der Verbindungsgang zum Gartenflügel des Neuen Schlosses erkennbar, ebenso der Theaterumbau, dem das Äußere des Renaissancebaus bis auf den Staffeldgiebel gegen den Schloßplatz zum Opfer gefallen ist.

Ausschnitt aus der lavierten Federzeichnung von N. F. Thouret 1835. Orig. im Besitz des Stadtarchivs Stuttgart.

Monaten erstellt werden sollte. Um den Theaterbetrieb in der Zwischenzeit wenigstens eingeschränkt weiterführen zu können, ließ er ihn in das Wilhelma-theater nach Bad Cannstatt verlegen, das freilich nur 613 Plätze faßte gegenüber den 1470 des verlorenen Hoftheaters.

Dessen Zerstörung fand ein weites Echo. Nicht nur in der Landeshauptstadt selbst, deren Zeitungen auf Wochen hinaus lange Berichte darüber brachten, sondern auch im ganzen Land und namentlich auch im übrigen Deutschland. Der Prinzregent von Bayern lud die Stuttgarter Bühne zu Gastspielen ein und stellte den Fundus des Münchener Hoftheaters zur Verfügung; von überall her wurde der Wunsch laut, daß bald ein neues Theater an Stelle des abgebrannten entstehen möge. Und bald schon tauchten auch die verschiedensten Vorschläge und Projekte auf, besonders als bekannt wurde, daß der König zur Beratung der Maßnahmen für einen Ersatz des Hof-theatergebäudes eine Kommission ins Leben gerufen hatte.

Bereits in seiner Ausgabe vom Montag, dem 20. Januar 1902, brachte der „Schwäbische Merkur“ einen

Bericht über Besprechungen wegen des Neubaus, wobei sogleich die Frage auftauchte, ob der alte Platz dafür noch in Frage komme. Ein Gerücht, wonach das Reitstallgebäude provisorisch für Vorstellungen eingerichtet werde, dadurch entstanden, daß man Teile der geretteten Kulissen und Garderobestücke dorthin verbrachte, wurde rasch dementiert.

Unterdessen mußte die Feuerwehr den Brandherd noch immer unter Wasser halten, weil da und dort noch kleine Brände aufflackerten. Die zu Tausenden zählenden Neugierigen wurden von Polizei und Militär zurückgehalten, das schon in der Brandnacht bei der Bergung des wertvollen Inventars große Hilfe geleistet hatte. So konnten die Bibliothek, das Text- und Musikarchiv, die Kanzlei, die meisten Instrumente der Kapelle und zahlreiche Einrichtungsgegenstände, Kulissen und Garderobestücke gerettet werden, die man in den verschiedensten Notquartieren unterbrachte. Die Intendanz des Hoftheaters fand im Neuen Schloß eine vorläufige Unterkunft.

Da Teile der Ruine einzustürzen drohten, ließen die städtischen Baubehörden alle herabhängenden Balken und gefährdenden Mauerteile herabreißen; der

Abbruch des Restes sollte im Akkord vergeben werden. Mit dem Brandschutt wollte man die Landhausstraße bei Ostheim auffüllen. Auf Vorschlag des „Schwäbischen Merkur“ wurde die Besichtigung der Brandstelle gegen eine Eintrittsgebühr von 50 Pfennigen zugunsten der Geschädigten freigegeben, dann aber widerrufen, weil immer noch Gefahr durch einstürzende Gebäudeteile bestand. Der König selbst entging nur mit knapper Not einer Verletzung durch herabfallenden Brandschutt, als er die Reste seines Theaters besichtigte.

Die Katastrophe gab Anlaß, die Geschichte des Hoftheaters zu beleuchten. Hervorgegangen war es aus dem Neuen Lusthaus, jenem durch Georg Beer in den Jahren 1583–1593 erstellten großartigen Renaissancebau, der zu seiner Zeit Deutschlands größte Festhalle darstellte. Er hatte unten aus einer einzigen, von 27 Rundsäulen gestützten, netzgewölbten Halle bestanden, die drei große rechteckige Wasserbecken mit Wasserkünsten umschloß. Darüber hatte sich ein gewaltiger säulenloser Saal in Tonnengewölbe mit künstlichem Hängwerk befunden, ausgemalt von Wendel Dietterlin. An den vier Ecken waren Rundtürme gestanden, dazwischen gewölbte Säulenarkaden, in der Mitte zweifach und zweistöckig, zugänglich durch Freitreppen. Um das Lusthaus hatte der Lustgarten gelegen mit seinen Obelisksen, Bildsäulen, Grotten und Brunnen, ganz im Stil der Renaissance, Mittelpunkt großartiger Feste und Vergnügungen des Stuttgarter Hofes.

Als Herzog Eberhard III. die Oper in Stuttgart heimisch zu machen begann, fanden die ersten Aufführungen 1662 im Lusthaus statt, bis das ehemalige Armbrusthaus im Lustgarten zu einem Theater umgebaut war. Offenbar erwies sich dieses bald als zu klein, denn bereits 1712/13 ließ Herzog Eberhard Ludwig wieder im Lusthaus eine Bühneneinrichtung für Komödianten erstellen und sein Nachfolger Carl Alexander berief 1736 den berühmten Bellavita aus Frankfurt, damit er ein Opernhaus darin einrichtete. Herzog Carl Eugen ließ dann den Bau durch seinen Oberbaudirektor de la Guépière endgültig zu einem „Operntheatrum“ umgestalten, der 1758/59 nach Entfernung eines schon 1750 von Retti geschaffenen Bühneneinbaus im oberen Saal ein Logenhaus von vier Rängen mit einer tiefen Bühne errichtete. Der ganz in Weiß und Gold gehaltene Raum muß einen ungemein festlichen Eindruck gemacht haben, das Theater war mit dem von Turin das größte seiner Zeit.

Der Bau des neuen Schlosses auf dem Gelände des

Lustgartens in den Jahren nach 1746 bezog dann das Lusthaus und dessen Komplex mit ein, indem der Gartenflügel des Schlosses an die der Stadt zugewandten Schmalseite des Renaissancebaus heranreichte. Durch den in der Brandnacht 1902 eingerissenen Verbindungsgang konnten die Schloßbewohner trockenen Fußes in das Theater gelangen. Der ursprüngliche Plan Rettis, in der Gegend des späteren Olgabaus ein Opernhaus zu errichten, fand ebenso wenig Verwirklichung wie ein ähnlicher Vorschlag Guépières. Dafür ließ Carl Eugen 1779 „zur Schonung des Opernhauses“ durch seinen Architekten Fischer das Komödienhaus von Teinach nach Stuttgart versetzen und hier zwischen Akademie und Waisenhaus wieder aufbauen. Es war ein bloßer Fachwerkbau mit drei Galerien, der sich weder durch Umfang noch durch Schönheit auszeichnete und sich in keiner Weise mit dem Lusthaus messen konnte. Das am 1. Februar 1781 eröffnete Komödienhaus diente namentlich den Zöglingen der Carlsakademie als Stätte der Unterhaltung und Belehrung, aber auch der Ausbildung, denn die Eleven der „Theatralkunst“ taten hier, zusammen mit den Schülerinnen der „Ecole des Demoiselles“, ihre ersten Schritte auf der Bühne. Das „Kleine Theater“ brannte am 17. September 1802, also genau 100 Jahre vor dem Hoftheater, restlos nieder, wobei die meisten von Nicolo Jomelli in Stuttgart geschriebenen Opern sowie unersetzliche Schätze an Musikalien, Schriften und Kostümen verloren gingen. Als Ersatz wurde im „Futterhaus“ vom Jahre 1599, an der Stelle des heutigen Königsbaus, ein Schauspieltheater eingerichtet, das Thouret 1808 zu einem Redoutensaal für Bälle, Konzerte und Ausstellungen umbaute.

Thouret war es auch, der 1811 das Operntheater im Lusthaus neu einrichtete. War bisher bei den baulichen Veränderungen das Äußere großenteils unverletzt geblieben, so begann nun dessen Zerstörung: der nördliche Giebel des Lusthauses wurde abgerissen, der Renaissancebau durch wenig schöne Anbauten verunstaltet. Im Innern erweiterte Thouret den Zuschauerraum und baute Logen und Galerien ein. 1835 folgten weitere, doch weniger einschneidende Veränderungen, dann aber wurde 1845/46 die Vernichtung des alten Bauwerks vollendet. Unter Hofbaumeister v. Gabriel und Oberbaurat v. Gaab fiel auch der südliche Giebel und der untere Einbau samt seinen Bassins, Gewölben und Säulen sowie die das Gebäude umgebenden Arkaden und Freitreppen bis auf eine, die 1902 beim Abbruch der Ruine wieder zutage trat. Nur die 2½ Meter dicken Umfassungsmauern des alten Lusthaussaales blieben stehen und



Das Stuttgarter Hoftheater nach dem Brand. Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

wurden für den Einbau des Bühnen- und Logenhauses benützt. Die alten Anbauten an den Seiten ersetzte man durch neue. Auf der Attika über dem Portikus fanden die von Pelargus in Zink gegossenen vier Musen Melpomene, Thalia, Terpsichore und Polyhymnia nach dem Entwurf des Bildhauers Braun Aufstellung. 1883 folgte mit einem Kostenaufwand von fast einer halben Million Mark abermals ein Umbau, um nach den Plänen von Oberbaurat Sauter hinter den Zuschauerräumen größere Vorplätze zu schaffen, besonders aber, um ein neues Treppensystem, eine „feuer- und rauchsichere Abscheidung zwischen Bühnen- und Zuschauerraum“ und eine Dampfheizung einzubauen. Als neueste Errungenschaft wurde dabei auch eine elektrische Beleuchtung eingerichtet. Veranlaßt wurden diese Veränderungen durch den furchtbaren Wiener Ringtheaterbrand vom 8. Dezember 1881, bei dem Hunderte von Menschen den Tod fanden.

Nun hatte sich auch in Stuttgart gezeigt, daß alle Sicherungsmaßnahmen vergebens gewesen waren. Immerhin waren keine Menschenleben zu beklagen. Das Feuer hatte aber sein Zerstörungswerk so gründlich besorgt, daß von dem alten Theater nichts mehr zu verwenden war. Selbst die mächtigen Steinblöcke der alten Umfassungsmauer waren in der furchtbaren Hitze gesprungen, so daß sie für Bauzwecke nicht mehr benützt werden konnten. Ein Wiederaufbau der Ruine war damit von vornherein ausgeschlossen, zumal auch der Pfahlrost, auf dem Beer das Lusthaus einst erstellt hatte, durch das Absinken des Wasserspiegels in Mitleidenschaft gezogen war. Die Stimmen mehrten sich daher, die für den Neubau an einem anderen Platz eintraten. Am 21. Januar 1902 schrieb das „Stuttgarter Neue Tagblatt“: „Es läßt sich nicht verkennen, daß es an sich vom wirtschaftlichen Standpunkt aus rationeller und auch in feuerpolizeilicher Hinsicht wünschenswerter wäre,

statt eines Umbaus auf den Neubau eines Theaters und zwar auf geeigneterer als auf der jetzigen Grundfläche Bedacht zu nehmen.“ Zwei Tage später wies die Zeitung darauf hin, daß schon König Wilhelm I. die Absicht gehabt habe, das Hoftheater aus der Nähe des Residenzschlosses wegzuverlegen; geplant war, dem Schloß gegenüber, jenseits der Königsstraße, ein neues, geschmackvolles Theatergebäude zu errichten. Am 27. Januar veröffentlichte das Tagblatt eine Zuschrift: „Wie wäre es denn, wenn man den in der Neckarstraße gelegenen Querbau des Akademiegebäudes in Betracht zöge? Hier hat man eine beliebig lange Front in der Neckarstraße; man kann den Bau von der Straße noch etwas zurückziehen und hat im Akademiehofe genügend Raum für die Tiefe. Dieser Platz liegt für die kgl. Residenzen bequem, er ist auch nicht zu weit vom [alten] Bahnhof entfernt, und wenn die Fremden etwa genötigt sind, auf die kurze Strecke Droschken zu nehmen, so wäre dieser Verdienst unsern Droschkenkutschern wohl zu gönnen. Allerdings fällt dann der Akademiehof zum Einfahren der Pferde weg, was kein Schaden ist, da dieses edle Geschäft auch besser im Gestüte Weil vor sich gehen kann. Wenn bei der Wahl dieses Platzes gleichzeitig die längst angeregte Frage der Niederreißung der Akademiegebäude mitgelöst wird, so kann auch dies gewiß nichts schaden, man wird ihre Niederlegung so wenig bedauern wie die des Waisenhauses.“

Der gewöhnlich gut unterrichtete „Schwäbische Merkur“ wußte zu berichten, daß als Platz für den Theaterneubau u. a. die Fläche in den Oberen Anlagen zwischen Eberhards- und Hylasgruppe in Betracht gezogen werde, während ein Plan, den „nahestehende Kreise“ mit Vorliebe besprächen, dahin gehe, zwischen dem Platz des alten Theaters und dem (vom Feuer verschont gebliebenen) Kulissenbau neben dem Marstall einen provisorischen Neubau mit etwa 1200 Sitzplätzen zu erstellen, der dann neben dem künftigen Opernbau als Schauspielhaus dienen könne. Das Gelände des alten Waisenhauses, das ein anderer Plan vorsehe, komme für einen großen Theaterbau kaum in Frage, da nach Erbreiterung der Charlottenstraße und der Planie zu wenig Baufläche übrigbleiben werde. Eher eigne sich dazu die gleichfalls in Aussicht genomme Gegend des oberen Anlagensees mit Front gegen den königlichen Privatgarten (den Rosengarten). In diesem Fall müßte die Schloßgartenstraße bis zur Linie der Marstallstraße verbreitert werden. Als ganz unglücklich wurde der Plan bezeichnet, die Gewerbehalle beim Stadtgarten, an der Stelle, wo heute die Bibliothek der Technischen Hochschule

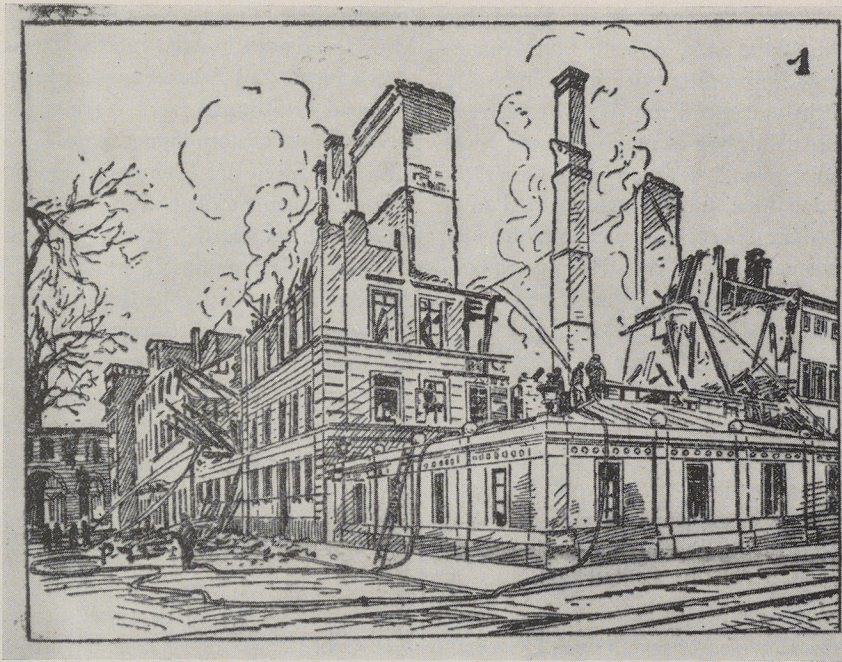
steht, auszubauen, da dies hohe Kosten verursachen werde und die Halle viel zu wenig zentral gelegen sei.

Noch aber waren derartige Überlegungen müßig, denn zuerst mußte die Frage geklärt werden, wo das in Aussicht genomme Interimstheater erstellt werden und welche Gestalt es erhalten solle. Gleich nach der Brandnacht hatte man die Pläne des einstigen Dresdener Interimstheaters angefordert, das nach dem Verlust des dortigen Hoftheaters, das auch ein Raub der Flammen geworden war, im Jahr 1869 in den Zwingeranlagen erstellt worden war. Da das Planmaterial nicht beschafft werden konnte, übersandte die sächsische Regierung ein Modell des Interimsbaus.

Am Samstag, 25. Januar 1902, trat die „Kommission zur Beratung der Maßnahmen wegen eines Ersatzes für das Hoftheater“ unter dem Vorsitz von Finanzminister v. Zeyer erstmals zusammen. Ihr gehörten Beamte des Finanzministeriums, der Domänenverwaltung, der Hofdomänenkammer und der Bau- und Gartendirektion sowie Intendant Baron zu Putlitz an. Die Rechtsfragen über den Umfang der Baupflicht des Staates wurden hintangesetzt, die Kommission wandte sich sofort den Maßnahmen für den Weiterbetrieb des Theaters zu. Die Möglichkeit des Einbaus in ein vorhandenes Gebäude wurde verneint: einstimmig sprachen sich die Teilnehmer für die Errichtung eines eigenen Gebäudes aus. Als Platz nahmen sie das Krongutareal „vom Orangeriegebäude bis zum botanischen Garten“ in Aussicht, also das Gelände zwischen Schillerstraße und Landtag, da das erhalten gebliebene Kulissenhaus ganz in der Nähe gelegen war. Mit den näheren Untersuchungen darüber und mit der Aufstellung eines Programms für den Bau des Interimstheaters beauftragte man die technischen Mitglieder der Kommission und den Intendanten.

Am 3. März legte Baron zu Putlitz sein Programm vor, das 1800 Plätze in vier Rängen mit einem amphitheatralischen Parkett, einen Orchesterraum für 75 Musiker und eine Bühne von acht Gassen, größer und breiter als beim abgebrannten Hoftheater, vorsah. Nach den Erfahrungen der Brandkatastrophe empfahl er dringend, die Garderobenbestände, Musikalien, Schauspielbibliothek und Kanzleiakten nicht im Theatergebäude selbst unterzubringen, sondern hierfür geeignete Verwaltungsräume und Magazine zu erstellen.

Unabhängig vom Bauprogramm gingen die Verhandlungen darüber weiter, an welcher Stelle das Interimstheater zu errichten sei. Zunächst nahm man den



Der Brand des alten Hoftheaters

Zeichnung von den Löscharbeiten (vom Rosengarten aus gesehen). Aus der Sonderausgabe des „Stuttgarter Neuen Tagblatts“ anlässlich der Brandkatastrophe 1902.

botanischen Garten im Anschluß an das Akademiegebäude in Aussicht dafür, stieß aber auf den heftigen Widerspruch der Stuttgarter Bevölkerung, da der botanische Garten ein beliebtes Ziel für Spaziergänge war. Deshalb faßte man einen Platz in den Anlagen in der Verlängerung der Schillerstraße beim Königstor ins Auge und der König gab trotz der etwas ungünstigen Lage und sonstiger Schwierigkeiten seine Zustimmung dazu. In letzter Stunde erklärte jedoch die Straßenbahngesellschaft, es sei ihr unmöglich, einen Geleisstrang für Durchgangs- oder auch nur für Pendelverkehr nach dem Platz zu legen. So kam man wieder auf den botanischen Garten zurück, da er zentral und an einer der Hauptlinien der Straßenbahn in der Neckarstraße gelegen war. Zur Beruhigung der „Blumen- und Pflanzenfreunde“ ließ das königliche Kabinett in den Tageszeitungen bekanntmachen, „daß die Gewächshäuser, welche die Teppichbeete des Schloßplatzes versorgen sowie die exotische Pflanzschule ganz unberührt bleiben, daß nach Entfernung des Interimstheaters der Garten leicht wieder in seinen jetzigen Zustand zurückversetzt werden kann, und daß Vorsorge getroffen ist, die im Sommer jeweils ausgepflanzten Teppichbeete und sonstigen botanischen Schauluststellungen auf den

Platz zwischen den Treibhäusern und der mittleren Allee zu verlegen“. Allein, als man den Baumöglichkeiten genauer nachging, ergaben sich auch hier Schwierigkeiten, so daß man von seiten des Hofes sich an drei Theaterarchitekten von Ruf wandte und ihr sachverständiges Urteil einholte: die Professoren Littmann in München, Fellner in Wien und Seeling in Berlin. Von diesen wurde der Vorschlag gemacht, ein Interimstheater durch einen Einbau in die Brandruine zu schaffen, für den späteren Neubau aber ein Doppeltheater unter Trennung von Oper und Schauspiel vorzusehen. Über die Platzfrage dieser späteren Bauten waren sich die Architekten allerdings nicht einig, das hatte auch noch Zeit. Unabhängig voneinander bewarben sie sich ebenso wie der Berliner Architekt Gustav Hochgürtel vorerst einmal um den Auftrag, das Interimstheater zu erstellen. Bald gesellten sich auch einheimische Architekten dazu wie Oberbaurat Professor Reinhardt und die Bauräte Lambert, Weigle und Beger.

Um einer Lösung näherzukommen, bat der König am 2. März Stuttgarts bekanntesten Architekten, den Professor an der Technischen Hochschule, Theodor Fischer, in Privataudienz zu sich, um mit ihm über die Theaterfrage zu sprechen und ihn um ein Gut-

achten über die inzwischen eingereichten Vorschläge zu bitten. Fischer hatte sich, obwohl von Finanzminister Zeyer zur Besprechung der Baukommission geladen, noch nicht eingehend mit der Theaterfrage befaßt und konnte daher, wie er nachher sagte, „nicht viel Positives vorbringen.“ Während des Gesprächs kam ihm aber eine Idee, die er sogleich zu Papier brachte. Am 4. März übergab er den Entwurf, der ein kleines Schauspielhaus auf dem Platz des abgebrannten Hoftheaters vorsah und den Hauptbau in die Nähe der Schillerstraße verlegte, in Zusammenhang mit dem damals bereits in Planung befindlichen neuen Hauptbahnhof. Sowohl der Kabinettschef Freiherr von Gemmingen wie der Hofkammerdirektor Freiherr von Herman waren von dem Entwurf „sehr angetan“; sie meinten, es sei wohl der beste aller bisherigen Pläne. Eine Stellungnahme des Königs ist nicht bekannt. Er verhielt sich abwartend, offensichtlich bemüht, soviel Vorschläge wie möglich zu sammeln, um dann seine Entscheidung zu treffen.

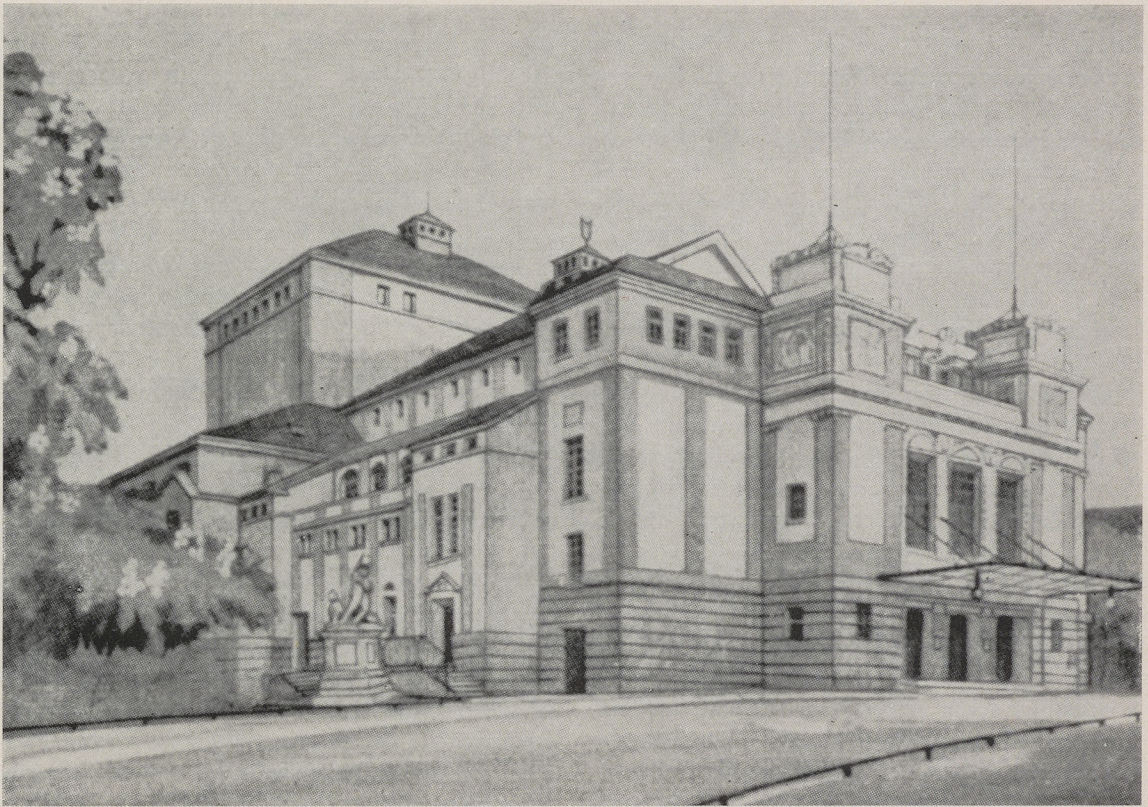
Zugleich mit Professor Fischer legten auch Oberbaurat Reinhardt und wenig später Baurat Weigle und Baurat Beger sorgfältig ausgearbeitete Pläne vor. Reinhardt schlug vor, ein großes Theater in der Achse des Residenzschlosses, an Stelle der Schloßkirche der Carlsakademie zu erbauen, dazu ein kleines Schauspielhaus längs der Planie, beide durch gemeinsame Anfahrten und darüberliegende Verbindungsräume organisch verbunden, in den Ecken niedrige Verwaltungsräume. So würde, führte er aus, eine zentrale Lage für die „verwöhnten Stuttgarter“ gewonnen und die Anlagen blieben intakt erhalten, während der Platz des alten Hoftheaters für andere Zwecke verfügbar bleibe. Weigles Plan sah den Einbau des Interimstheaters in die Brandruine vor; er wurde als „glückliche Lösung dieser Aufgabe“ bezeichnet. Anders Baurat Beger: er wollte das Theater als selbständigen Bau erstellen, für den endgültigen Neubau aber ein Doppeltheater errichten, dessen Planskizzen er bereits ausarbeitete.

Auch die Öffentlichkeit wurde nicht müde, Vorschläge zu machen. Von verschiedenen Seiten, darunter von „14 Stammtischbrüdern“, wurde Intendant Putlitz nahegelegt, den Neubau des Hoftheaters an Stelle der ehemaligen Legionskaserne (an der Stelle des heutigen Wilhelmsbaus) zu errichten und im Erdgeschoß ein Theaterrestaurant zu eröffnen, das beträchtliche Pachtgelder einbringen würde. Bei der zentralen Lage sei gewiß auch mit einem steigenden Theaterbesuch zu rechnen; die Mittel für den Bau könnten zu einem guten Teil durch eine Lotterie beschafft werden. – Der Inspektor der Stuttgarter Ge-

mäldegalerie, Professor Lang, Tübingen, wies nachdrücklich darauf hin, das Interimstheater so zu bauen, daß es später als Ausstellungsgebäude dienen könne, an dem es Stuttgart zum Nachteil der Galerie wie seiner Künstler noch immer fehle.

Um dem Streit der Meinungen ein Ende zu machen und aus dem Stadium der Pläne und Erwägungen herauszukommen, ließ König Wilhelm am 22. März 1902 dem Finanzminister erklären: „Da mit den Einleitungen zum Bau eines Interimstheaters nunmehr unverzüglich begonnen werden muß, wenn anders dasselbe bis zum Beginn der neuen Spielzeit betriebsfähig sein soll“ – am 1. Juni mußte das Wilhelmatheater vertragsgemäß dem Sommerpächter überlassen werden –, „so will Ich in der Erwägung, daß einerseits der alte Platz des Hoftheatergebäudes für die Erstellung eines den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Theatergebäudes nicht geeignet erscheint, andererseits bei der Verwendung der umfangreichen Reste des alten Hoftheatergebäudes die Kosten eines Interimstheaters sich um einen namhaften Betrag verringern werden, hiemit bestimmt haben, daß das Interimstheater in die Ruine des alten Hoftheatergebäudes eingebaut wird. Der Entscheidung darüber, wie die erforderlichen Mittel aufzubringen sind und ob der Staat oder die Krone die Bauherrschaft zu übernehmen haben, soll damit in keiner Weise vorgegriffen sein.“

Die Reaktion des Finanzministers auf diese Entscheidung war negativ. In seiner Antwort vom 4. April legte er dar, er habe gegen den Einbau in die Reste des Hoftheaters schwerwiegende Bedenken: noch sei nicht erwiesen, daß der alte Platz für einen Neubau ungeeignet sei, der Einbau des Interimstheaters aber greife der künftigen Verwendung in unwiderruflicher Weise vor. Eine Besprechung mit dem Präsidenten des Staatsministeriums, Dr. von Breitling, und den Fraktionsvorständen der Abgeordnetenkammer habe ergeben, daß auf die Platzfrage ganz besonderes Gewicht gelegt werde und die Meinung vorherrsche, der seitherige Platz sei der geeignetste. Die Bewilligungsfreudigkeit der Stände aber, d. h. die Höhe des Staatsbeitrages zur Bausumme, hänge mit der Wahl des Platzes eng zusammen. Auch die öffentliche Meinung, nicht nur die Presse, habe sich entschieden für den alten Platz ausgesprochen. Im übrigen falle die Differenz von etwa 165 000 Mark, die ein Separatbau mehr kosten würde, gegenüber dem Einbau in die Ruine kaum ins Gewicht. Zeyer verwies wiederum auf den Platz im botanischen Garten oder bei der Hofwaschküche hinter der Akademie und betonte, daß von Baurat Lambert ein vollständig ausge-



Ansicht des Interimstheaters

arbeiteter Plan für ein Theater mit 1130 Sitzplätzen vorliege, der sofort in Angriff genommen werden könne.

Die Ausführungen des Ministers „in letzter Stunde“ bewogen den König, seinen Entschluß nochmals zu überprüfen und die Entscheidung bei einer Besprechung aller beteiligten Stellen zu suchen. Auf den 8. April berief er daher den Ministerpräsidenten, den Finanzminister, den Präsidenten der Kammer der Standesherrn, Grafen von Rechberg, den der Kammer der Abgeordneten, Rechtsanwalt Payer, seinen Kabinettschef und seinen Hofkammerdirektor, Intendant Baron zu Putlitz, Ministerialrat Dr. von Geyer, Baurat Beger und als Vertreter der Stadt Stuttgart Gemeinderat Stockmayer und Bürgerausschußobmann Kraut zu einer Konferenz in den Wilhelmspalast. Hier kamen unter dem Vorsitz des Königs die Fragen der Platzwahl, der Baukosten und des künftigen Theaterneubaus abermals und endgültig zur Erörterung. Zwei Parteien standen sich gegenüber: die eine, bestehend aus Baron zu Putlitz und Hofkammerdirektor von Herman, unterstützt von Graf Rechberg, sprach sich für den Einbau des Interimstheaters in die

Brandruine nach dem Plan von Baurat Weigle aus, wobei betont wurde, daß die Feuersgefahr für das Neue Schloß bei der vorgesehenen Brandmauer zwischen Zuschauerraum und Bühne gering sein werde. Die andere, größere Partei war entschieden gegen einen Einbau und für die Erstellung eines Separatbaus im botanischen Garten oder bei der Hofwaschküche. Ihr Sprecher war Finanzminister von Zeyer, der im wesentlichen dieselben Argumente ins Treffen führte, wie in seinem Schreiben vom 4. April und immer wieder betonte, wegen der Finanzierungsfrage müßten die Stände gehört werden, die nicht durch den Einbau des Interimstheaters in die Brandruine „präjudiziert“ und dadurch verärgert werden dürften. Im übrigen sei der Staat nicht unbedingt und unbeschränkt zum Aufbau dieses Theaters verpflichtet, doch werde er einen erheblichen Beitrag dazu beisteuern. Die Kosten seien mit 200 000 Mark weit unterschätzt worden und dürften im günstigsten Fall 500 000 Mark betragen. Der Voranschlag von Lambert und Stahl für einen Separatbau sehe 572 000 Mark vor, doch habe sowohl Professor Littmann wie die Theaterkommission den Plan für

ungeeignet erklärt. Dafür liege der Entwurf Beger vor, der „vollzugsreif“ sei. Kammerpräsident Payer betonte seinerseits gleichfalls, daß einer Entscheidung der Stände nicht vorgegriffen werden sollte. Er wisse, daß die Hofdomänenverwaltung in der Wahl des Platzes für das Interimstheater an sich freie Hand habe, doch solle das Mitwirkungsrecht der Stände gewahrt werden, um diese nicht zu verstimmen. Er schlug den Platz beim Hofwaschgebäude vor, weil dadurch der botanische Garten für den endgültigen Neubau freibleibe, eine Lösung, die er persönlich für die beste halte.

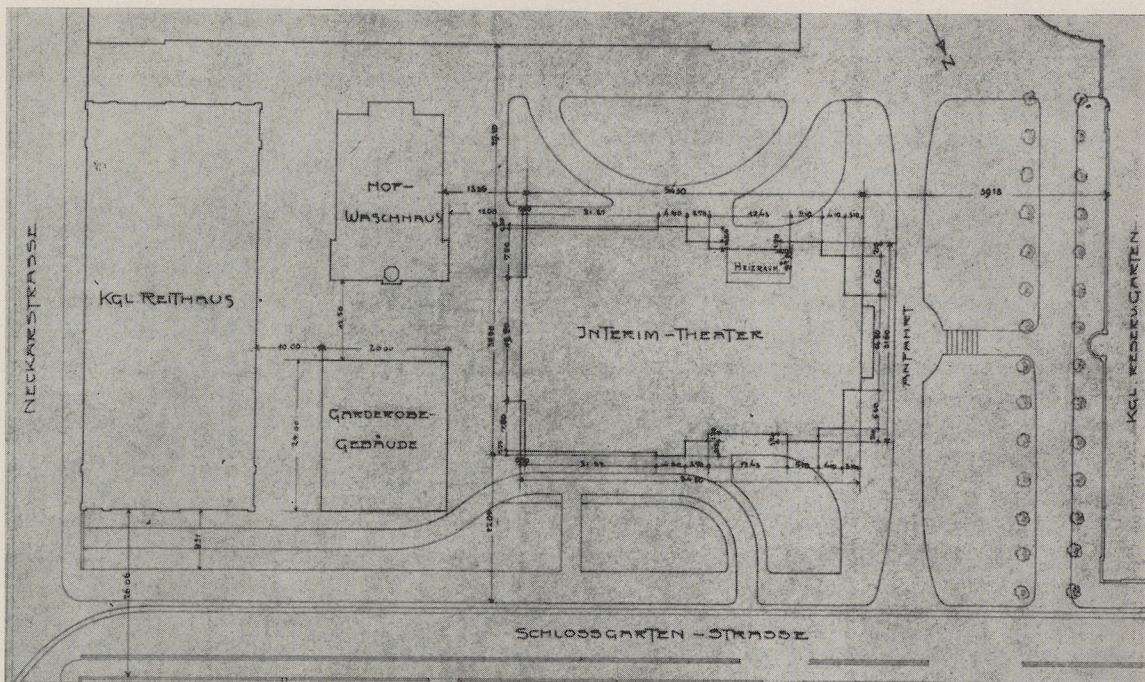
Ministerpräsident von Breiting schloß sich diesen Ausführungen an und gab zu bedenken, eine Meinungsäußerung der Stände über den Einbau in die Ruine sei erst im Herbst zu erwarten, solange könne aber nicht zugewartet werden, weil sonst die Belastung für die königliche Zivilliste, von der das Theaterpersonal besoldet wurde, viel zu groß werde. Eine Entschließung über den Hauptbau solle dagegen erst getroffen werden, wenn man sich der Ansicht der Stände vergewissert habe, denn es gehe um einen Staatsaufwand von immerhin 4–5 Millionen Mark. Aus diesen Gründen bleibe für das Interimstheater nur der Platz bei der Hofwaschküche übrig.

König Wilhelm, an sich für die Lösung seines Intendanten geneigt, verwahrte sich bei diesem Stand der Diskussion dagegen, daß mit der Aufgabe des Plans eines Einbaus in die Brandruine irgendwelche Entscheidungen über den alten Platz getroffen würden, die er sich in aller Form vorbehalten müsse. Alle Beteiligten versicherten darauf, daß die Wahl des Bauplatzes bei der Hofwaschküche keinesfalls eine Entscheidung für die Verwendung des alten Platzes zum Theaterneubau darstelle.

Als auch die beiden Stuttgarter Abgeordneten baten, man möge von einem Einbau absehen und einen namhaften Beitrag der Stadt in Aussicht stellen, der bisher wegen Streitigkeiten mit der Verwaltung der Zivilliste wegen der über den Schloßplatz führenden Straßen und Straßenbahnlinien verweigert worden war, schloß der König die Aussprache mit dem Dank an alle Beteiligten. Er hob hervor, daß damit eine Klärung wenigstens in der Frage des Interimstheaters erzielt worden sei, die ihm die nun sofort zu treffenden Entscheidungen wesentlich erleichtere: die Errichtung des Interimstheaters auf dem Gelände bei der Akademie stand nun so gut wie fest. Über den künftigen Theaterneubau hatte man nur andeutungsweise gesprochen; dessen Planung konnte jetzt noch nicht in Angriff genommen werden. Immerhin war deutlich geworden, daß der Interimsbau nur ein

Provisorium sein dürfe, um einer endgültigen Lösung nicht im Wege zu stehen. Auch deren verschiedene Möglichkeiten waren schon zur Sprache gekommen: zwei kleine Theater (ein Opernhaus mit etwa 1200 und ein Schauspielhaus mit 900 Plätzen), ein Doppeltheater, d. h. zwei selbständige, nur durch Verwaltungs- und Magazinräume verbundene Häuser (was dann die endgültige Lösung werden sollte), ein Simultantheater wie das abgebrannte Hoftheater, wo Opern und Schauspiele abwechselnd gegeben wurden, und zwei Bühnen- und Zuschauerräume unter einem Dach.

Bereits am 9. April, einen Tag nach der Besprechung im Wilhelmopalast, teilte der König dem Finanzminister mit, er habe beschlossen, das Interimstheater auf dem Platz beim Hofwaschgebäude errichten zu lassen, gehe dabei aber von der Voraussetzung aus, daß die Staatsfinanzverwaltung den Bau ausführe, nicht, wie zuerst angenommen, die Verwaltung der Zivilliste, und daß diese nur zu einem geringen Betrag zu den Baukosten herangezogen werde. Eine Besprechung des Hofkammerdirektors mit Ministerpräsident von Breiting am nächsten Tag legte die Bauherrschaft des Finanzministeriums vorbehaltlich einer rechtlichen Entscheidung fest und sah folgende Kostenverteilung vor: Staat 300 000 Mark, Zivillisteverwaltung 50 000 Mark, Stadt Stuttgart 200 000 Mark. In der Folge bewilligte der Gemeinderat sogar 250 000 Mark und der Staat erhöhte seinen Beitrag auf 350 000 Mark. Auf dieser Basis wurde am 22. April eine Vereinbarung zwischen Krone, Staat und Stadt getroffen vorbehaltlich der Genehmigung des Anteils der Staatskasse durch den Landtag. Der Ministerpräsident schlug vor, diese Genehmigung in Verbindung mit der Vorlage wegen des definitiven Neubaus vor die Stände zu bringen, um wiederholten Verhandlungen darüber vorzubeugen. Zur Information des Landtags ließ das Finanzministerium durch Ministerialrat Dr. von Geyer eine Denkschrift ausarbeiten, die einen kurzen geschichtlichen Überblick über das Hoftheater von seiner Entstehung bis zum Erlass des Zivillistengesetzes vom 20. Juni 1820 gab (der Trennung der Hofhaltungskosten von den Staatsausgaben unter Übernahme auf eine Zivilliste), dann aber die rechtliche und gesetzliche Seite der staatlichen Verpflichtung zum Wiederaufbau des Hoftheaters auf Grund des Krondotationsedikts vom 20. Januar 1819 untersuchte. Auch hier war ein historischer Abriss der Verhandlungen über die Kronausstattung, insbesondere über das Hoftheater seit 1820 bis zum Brand vom 19./20. Januar 1902 angefügt.



Grundriß des Interimtheaters. Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Durch diese Beschlüsse wurden die Beratungen der Theaterkommission überflüssig. Bei ihrer letzten Sitzung Anfang April waren ihr fünf Projekte vorgelegen: zwei für einen Einbau des Interimtheaters in die Brandruine, drei für einen Neubau. Die sachverständigen Architekten wiesen dem Lambertschen Plan Fehler nach, die eine völlige Überarbeitung nötig gemacht hätten. Auch von den übrigen Projekten wurde keines als einwandfrei erkannt, mit Ausnahme des Plans von Baurat Weigle, der den Einbau in die Ruine vorsah, und allgemein als hervorragende Lösung der schwierigen Aufgabe gewertet wurde. Von den Plänen zur Neuerstellung wurde am wenigsten der des Baurats Beger beanstandet. Trotzdem kam er nicht zum Zug. Der Auftrag wurde vielmehr dem Architekten erteilt, der die Aufgabe des Einbaus nicht nur zufriedenstellend, sondern nach dem Urteil aller Fachleute ganz hervorragend gelöst hatte: Baurat Weigle.

Nach seinen Plänen und unter seiner Leitung wurde unverzüglich mit den Arbeiten begonnen, nachdem man den Entschluß gefaßt hatte, von einem eigentlichen Interimstheater abzusehen und ein massives Gebäude für etwas über 1000 Personen zu erstellen. Auf dem Gelände zwischen Rosengarten, Akademie und Neckarstraße, begrenzt von der Schloßgartenstraße, der nachmaligen Theater- bzw. Witzleben-

straße, entstand im Laufe des Sommers 1902 durch das Baugeschäft Hofwerkmeister Albert Hangleiter das mit zwei Rängen versehene, rund 1140 Plätze fassende Haus in gemäßigttem Jugendstil. Der nach außen hin einfach gegliederte Bau wurde im Innern von dem damals erst kurz nach Stuttgart berufenen Bernhard Pankok ausgemalt. Es war das erste Mal, daß der Jugendstil in einem größeren öffentlichen Gebäude Stuttgarts gezeigt wurde und die Reaktion darauf war nicht ungünstig. Den Entwurf der Modelle für die Bühnendekoration übernahm Professor Krüger von den „Lehr- und Versuchswerkstätten“, einer von ihm und Pankok geleiteten selbständigen Abteilung der Stuttgarter Kunstgewerbeschule. Krüger entwarf auch die Einrichtung der Vorzimmer zu den kgl. Logen mit Möbeln und Spiegeln im Jugendstil; als Schmuck brachte er einen Figurenfries an, der aber bei der Abnahme des Gebäudes bereits Risse zeigte. Die bühnentechnische Einrichtung lieferte die Maschinenfabrik Eßlingen, die elektrischen Anlagen die Firma Reißer, Stuttgart.

Das Interimstheater machte einen freundlichen Eindruck, zumindest solange der Schimmer der Neuheit darauf ruhte. Wer freilich kritischer prüfte, der merkte, daß es sich um ein Provisorium handelte, das auf die Dauer nicht befriedigen konnte. König Wilhelm nahm an der Ausgestaltung lebhaften Anteil

und traf in Fragen der Ausstattung oft die letzte Entscheidung. Am 17. September konnte Baron zu Putlitz melden, die Bauarbeiten seien so rüstig vorangeschritten, daß einer Eröffnung am 12. Oktober nichts im Wege stehe. Er schlug vor, als Eröffnungsvorstellung den „Tannhäuser“ zu geben, das Theater aber nur festlich zu beleuchten und von weiteren Eröffnungsveranstaltungen abzusehen, damit im Publikum nicht der Eindruck entstehe, es handle sich um ein „Definitivum“. Deshalb sollte auch auf dem Kopf des Theaterzettels unter die Überschrift „K. Hoftheater Stuttgart“ ausdrücklich in Klammern „Interimstheater“ gesetzt werden. Der König war damit einverstanden und stellte seine und der Königin Anwesenheit bei der Eröffnung in Aussicht.

Nach diesen Vorschlägen fand dann pünktlich am 12. Oktober 1902 die Einweihung des Gebäudes statt, dessen Erstellung auf rund 700 000 Mark gekommen war. Stuttgarts Schauspiel und Oper, die in der Zwischenzeit ehrenvolle Künstlerfahrten durch Deutschland, zuletzt nach Berlin, gemacht hatten, besaßen wieder ein eigenes Heim. Im Interimstheater konnte am 16. Oktober dann der volle Betrieb ohne nennenswerte Beschränkung des Spielplans wieder aufgenommen werden. Es stellte sich freilich bald heraus, daß der Zuschauerraum für die Sonn- und Festtagsvorstellungen zu klein war, was sich für die finanzielle Ausnützung von zugkräftigen Neuheiten oder Gastspielen als recht hinderlich erwies. Die Bühne selbst zeigte sich für anspruchsvolle Opern wie den „Ring des Nibelungen“ oder große klassische Dramen zu eng, behinderte die Inszenierung in ihrer Bewegungsfreiheit und ließ die beliebten Massenauftritte nicht recht zur Geltung kommen. Bald rächte sich auch, daß das Haus in so großer Eile erstellt und seiner Bestimmung übergeben worden war: es war nicht genügend ausgetrocknet, überall zeigten sich an den Tapeten und am Anstrich Schäden, so

daß sie nach kürzester Zeit erneuert werden mußten. Unangenehm machte sich im Zuschauerraum Zugluft bemerkbar, entstanden durch ungenügende Isolierung des Plafonds und zu leichte Bedeckung des Daches, ein Fehler, dem nur schwer abzuhelpen war. Besonders laut waren die Klagen im Publikum über die mangelhafte Beleuchtung außen am Gebäude, die auch der König beanstandete und die erst durch Aufstellung weiterer Gaslaternen behoben wurde, als der Kutscher der Herzogin Wera bei der Anfahrt in der Dunkelheit verunglückte. So ist es verständlich, wenn schon kurz nach der Eröffnung des Interimstheaters die Hoffnung laut wurde, daß „dieser provisorische Zustand in nicht allzu ferner Zeit überwunden werde“.

Immerhin, Stuttgart besaß wieder eine Bühne und konnte seine glanzvolle Tradition als eine der ersten Pflegestätten des Theaters in Deutschland fortsetzen. Volle zehn Jahre sollte das Interimstheater seinen Dienst tun, bis in den beiden Häusern der Kgl. Hoftheater zwischen Anlagensee, Schiller- und Neckarstraße in seiner nächsten Nachbarschaft ein endgültiger und vollwertiger Ersatz für das alte Hoftheater entstand.

Quellen und Literatur: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Kabinettsakten IV (E 14–16) Fasz. 232 und 233 und Akten des Hoftheaters (E 18), Ablieferung 1959. – Rudolf Krauß, Das Stuttgarter Hoftheater von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Stuttgart 1908. – Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart. Bearbeitet von Julius Baum. Stuttgart 1913. – Werner Fleischhauer, König Wilhelm II. und die bildende Kunst. In: Wilhelm II., Württembergs geliebter Herr. Stuttgart 1928.

Für freundliche Hinweise und Beratung habe ich Herrn Professor Dr. W. Fleischhauer herzlich zu danken.

Im Abendhauch

Eine kleine Wolke schwebt
Lichtverklärt vorüber,
Trägt den gold'nen Tagesschein
In die Nacht hinüber.

Lindes, sanftes Wehen spielt
Noch um Tal und Höhen,
Wo das letzte Glühen steht,
Hauchzart im Vergehen.

Dann zerschmilzt das Abendgold,
Leise naht das Schweigen,
Und aus Ewigkeiten her
Kommt der Sterne Reigen.

Paul Häcker



1. Der Blick vom Schloß war 1927 noch behindert durch die vielen Masten mit Fernmeldeleitungen, die das Bild durchschnitten, dazu durch hochgewachsenes Strauchwerk. Links steht einer der Holzstege über die Rennstrecke, von Reklamen besetzt. Die Bäume links sind Reste der unter Karl Eugen gepflanzten Reihen zu beiden Seiten der „Allee“. Dies waren die ersten Fichten in der Stuttgarter Gegend!

Rund um die Solitude

Erinnerungsbilder aus acht Jahrzehnten von Otto Feucht

mit Aufnahmen des Verfassers u. a.

„Neue Bauarbeiten auf der Solitude“ ... „13 Nationen auf der Solitude“ ... „Erhöhte Sicherungen auf der Solitude“ ... So etwa lauten Jahr um Jahr die Schlagzeilen in der Tagespresse. Aber daß damit gar nicht die Solitude gemeint ist, daß solche Meldungen sich vielmehr auf die Rennstrecke im Mahdental beziehen, die mit der Solitude gar nichts zu tun hat, das wird widerspruchslos hingenommen. Wie es zu solcher Gedankenlosigkeit kommen konnte, dürfte klar sein. Das erste Rennen 1925 hat tatsächlich „rings um die Solitude“ geführt, dicht am Schloß vorüber. Aber das ist schon lange her, und wer heute etwa, in Unkenntnis der Lage die Solitude zum Ausgangspunkt nimmt, um etwas vom Rennen zu sehen, der wird schwer enttäuscht, da er gut eine halbe Stunde Fußmarsch vor sich hat. Wie es damals beim

Schloß ausgesehen hat, davon kann die Aufnahme von 1927 nur ein recht schwaches Bild geben, weil darauf all die Zutaten an Reklamen und dergleichen nicht zu sehen sind, die jeweils nach dem Renntag wieder beseitigt werden mußten. Es war damals nicht leicht, zum Zweck der Säuberung all die beteiligten Amtsstellen unter einen Hut zu bringen und Ordnung zu schaffen; erst die Verlegung der Rennen in das Mahdental gab dem Schloß den Sinn seines Namens zurück. Und als es gelungen war, all die vielen Masten mit der Unzahl von Fernmeldeleitungen durch Verkabelung zu beseitigen, konnte die freie Durchsicht gegen Norden über die Ludwigsburger Allee, die unten zugewachsen und oben durch Drahtleitungen versperrt war, wieder gesichert werden (Abb. 1) ¹.



2. Schilfrohr und Wollgräser im obersten Teil des Mahdental, dicht am Parkzaun (Oberamtsgrenze), 1908.

Das Mahdental! Jahrhundertlang hatte man den Namen ohne „h“ geschrieben, wie heute noch die Ortsnamen Heumaden und Holzmaden. Erst vor zwölf Jahren wurde plötzlich die Schreibweise mit „h“ verlangt, wohl deshalb, weil die vielen Neuzugezogenen das alte Wort mißverstanden? So stimmt jetzt die Schreibweise wenigstens mit der von „Mähderrklinge“ überein. – Das Mahdental, das obere Glemstal, gegen die Stadt hin bis 1919 durch den hohen Bretterzaun rings um den Rotwildpark abgeschlossen und nur auf Umwegen erreichbar, war ein beliebtes Wanderziel in meiner Jugend. Der Weg war weit vom Stadtinnern her, Verkehrsmittel in dieser Richtung gab es noch nicht, man war ganz auf Fußmarsch angewiesen. Ging man die Hasenbergsteige aufwärts und weiter durch die Bürgerallee, so vergaß man nicht, an einer bestimmten hohlen Buche sich durch Klopfen zu melden, worauf sofort der Inwohner, ein Waldkauz, aus der Öffnung schaute und sein Mißfallen über die Störung erkennen ließ. Es war der nämliche Baum, von dem auch der zehn Jahre vor mir geborene Zoologe *Hans Spemann* erzählt².

Die völlige Abgeschlossenheit des Tales vom Ver-

kehr, die Natürlichkeit der sumpfigen Wiesen, im Frühjahr übersät vom Gold der Dotterblumen, durchstellt vom Rot der Orchideen (*Orchis latifolia* und *morio*) hatten es uns besonders angetan. Gerade von den letzteren fanden sich hier und in den anstoßenden Waldhängen nicht weniger als zwölf verschiedene Arten, darunter die seltene Brandorchis und 1898 sogar die noch seltenere Hohlzunge (*Orchis ustulata*, *Coeloglossum viride*). Sie alle sind längst unter der Straße, der Rennstrecke begraben. Und im anstoßenden Wald finden sich kaum noch Spuren des einstigen Reichtums an Blumen, vom weißen Hahnenfuß, vom Geißbart, dem quirlblättrigen Salomonsiegel, dem Läusekraut, der Bergflockenblume und andern mehr!

Mit der Abgeschlossenheit war es zu Ende, als nach dem Kriege, 1919, der Parkzaun gefallen war und man daran ging, den vom Schattengrund zum Brudershaus führenden Waldweg talabwärts zu verlängern und zur Straße auszubauen. Damals sollte die ganze Reihe alter Eichen an der Talseite des Weges fallen (Abb. 3). Es gelang jedoch, bei der Tagfahrt die Verschiebung der Trasse durchzusetzen, so daß die Bäume bleiben konnten. So stehen sie heute noch,

3. Der alte Weg vom Schattengrund zum Bruderhaus endete am Parkzaun. Beim Ausbau zur Straße (heute Rennstrecke) blieben die alten Eichen erhalten, 1926.



aber freilich sind sie, die einst die Träger des Landschaftsbildes waren, infolge der mehrmaligen Erbreiterung der Strecke allmählich allzusehr zu Randfiguren geworden.

Doch zurück zur alten Zeit! Der Weiterweg führte das einmal über das Planhaus³, dessen unterer Raum jedem offen stand, während der obere dem Jagdpächter vorbehalten blieb, durch den Teil des Gerlinger Waldes, dessen Forchengestänge durch den großen Schneedruck von 1886 so schwer gelitten hatte, daß die Spuren heute noch nicht verwischt sind, zum großen Stern, zur Solitude und weiter über Botnang oder unmittelbar zur Doggenburg, das anderemal in weitem Bogen über den Rappenhof eben-

dahin, einmal sogar bis Warmbronn, wo wir, Vater und Sohn, *Christian Wagner* besuchten, den klassisch dichtenden Bauern, den kleinen unscheinbaren Mann mit den leuchtenden Augen, der auch ins Haus zu uns kam († 1918). Begegnungen mit Wild, mit Rehen vor allem, waren bei diesen Gängen oft häufiger als solche mit Menschen. Sogar Auerwild gab es, und noch um 1930 habe ich solches im Gerlinger Wald erlebt.

Der Weg zum Schatten war uns auch im Winter vertraut, doch ging es da nicht ins Mahdental, auch nicht zur mächtigen „Freundschaftsbuche“, die auf dem Gewölbe einer einstigen Sauhütte wurzelte⁴ und dieses zusammenhielt, bis sie im Sturz es mit sich



4. Der Anfang des Stadtteils Büsnau: Auf der Schafweide stehen die ersten Behausungen, 1932.

riß. Das Ziel im Winter war der Steinbachsee, bot dieser doch die schönste Eisbahn weit und breit, fast die einzige, auf der man sich ungehindert bewegen konnte, sofern Männer zur Stelle waren, die Bahn glatt zu fegen. So zwei oder drei Stunden dort auf dem Eis, dazu der Hin- und Rückweg, damit war ein Wintertag voll ausgefüllt! Einmal zogen wir zwei (der jüngere Bruder wurde erst später der dritte) auch im Sommer dorthin und wollten vom Steinbachsee, in dem wir laichende Laubfrösche für unser Terrarium gefangen hatten, auf dem breiten Waldweg zum Katzenbachsee. Da trat uns ein Jäger, einer der Jagdpächter, entgegen – (ich habe das früher schon erzählt⁵ – und wies uns unter Berufung auf eine Verbotstafel, die wir umgangen hatten, aus dem Wald, mit der Erklärung, man könne „jetzt, während der Setzzeit des Wildes, dem Publikum ganz unmöglich den Zutritt in den Wald gestatten!“ Das schien mir so unerhört und machte solchen Eindruck, daß ich mir vornahm, einmal ein Mann zu werden, dem man den Wald nicht verbieten könne!

Das war im Eßlinger Spitalwald beim Katzenbacherhof. Durch ihn führt ein offener Kanal das Wasser

vom Steinbachsee zum Katzenbachsee und weiter in den Pfaffensee, er durchschneidet die Büsnauer Wiesen, in deren nasserem Teil Trollblumen wuchsen in unerhörter Fülle. Aber vom einstigen Gestüt des Herzogs Karl Eugen waren nur noch die Waldnamen „Große und Kleine Weide“ übrig und es stand nur noch ein alter Schafstall, da der trockenere Teil des dortigen Staatsgrunds als Schafweide verpachtet war. Und so war es noch immer, als ich 1926 das Forstamt Solitude übernahm und damit auch die Verwaltung des dortigen Staatsgrunds. Jedoch die Zeit der großen Arbeitslosigkeit, Ende der zwanziger Jahre, brachte neues Leben. Der Stuttgarter Architekt Dr. *Wilhelm Fritz* sammelte arbeitswillige Leute um sich mit dem Ziel, für sie auf dem ihm eingeräumten Teil des Büsnauer Felds eine Siedlung aus eigener Kraft aufzubauen und ihnen eine Lebensgrundlage zu schaffen. Bauten einfachster Art aus Lehm und Holz sollten errichtet werden, wie er solche in Polen kennen gelernt hatte. Im alten Schafstall wurde zunächst eine gemeinsame Unterkunft eingerichtet, die auch *Fritz* selbst bezog; im Oktober 1931 wurden die ersten Schollen umgebrochen, mit Hilfe der Pferde der



5. Der Obelisk am Beginn des Lindentalweges hält die Erinnerung an den Freiwilligen Arbeitsdienst wach, 1933.

Brauerei Leicht. Schon im Januar 1932 waren die ersten Lehmbauten fertig (Abb. 4). Freilich zeigten sie erhebliche Mängel, die nur zum Teil aus eigener Kraft beseitigt werden konnten. Die Schwierigkeiten mehrten sich, es kam zu Mißhelligkeiten, und 1933 bemächtigte sich die NSDAP der Sache, die Arbeitsgemeinschaft Fritz wurde aufgelöst. Zu Anfang sollte eine Siedlung für SA-Angehörige aufgebaut werden, es ergaben sich neue Schwierigkeiten, z. T. bedingt durch die weite Entfernung von Arbeitsmöglichkeiten. Ein Versuch, Buchenländer Rückwanderer als Waldarbeiter anzusiedeln, mißlang. Aber der Grund zum heutigen Stadtteil Büsnau war gelegt!

Noch an anderer Stelle hatte die Not der Zeit zur Selbsthilfe geführt. Der „Freiwillige Arbeitsdienst der Studentenschaft der Technischen Hochschule“ hatte sich unter Leitung von Professor Dr. Rothmund zusammengefunden, um zunächst einen Holzabfuhrweg im Staatswald Solitude zu bauen, der längst geplant, aber nie in Angriff genommen worden war, den Lindentalweg (Abb. 5). Die bisherige Jugendherberge im Westteil des Kavalierbaus, dem Spitalbau, bot Unterkunft, die Steine für die Be-

festigung wurden im staatlichen Bruch im Hirschäuer beim Glemseck gebrochen. Die Arbeit nahm erfreulichen Fortgang, schon im Mai 1933 war der Weg fertig. Bei der kleinen Feier am Platz, der später durch einen Obelisk aus von Graevenitzens Hand bezeichnet wurde, sprachen nur kurz der letztgenannte als Unterkunftsbetreuer und ich selbst als Arbeitgeber, aber die Stimmung war recht gedrückt, denn wir wußten, was unmittelbar bevorstand. Wenige Tage darnach kamen die beiden Leiter der Gruppe zu mir, um sich zu verabschieden, sie waren ohne ein Wort der Anerkennung für ihre opferwillige Leistung durch die „Partei“ einfach vor die Türe gesetzt worden! Nun übernahm der Reichsarbeitsdienst die Weiterführung des Lagers und durch ihn ist der Staatswald ausreichend mit guten befestigten Holzabfuhren ausgestattet worden. Hierüber ist hier nichts Weiteres zu sagen. Aber ein Nebenergebnis soll erwähnt werden: im Anschnitt einer Geländemulde mit Lößlehm im Staatswald Malmstall fand sich nebst allerlei typischen Schnecken jener Zeit auch ein Geweihstück, das einwandfrei als Rentier erkannt wurde. Dazu kam, etwas später, ein



6. Der Trümmerberg auf dem Birkenkopf während des Aufbaus, nach 1945. Luftbild Albrecht Brugger. Freigegeben durch das Innenministerium Baden-Württemberg Nr. 2/25.

zweites Stück eines Rentiergeweihs beim Ausgraben eines Stumpens im Stadtwald Föhrich. Also klare Zeichen einstigen Lebens in der „Rentierzeit“!

Noch viel stärker traten diese „Steinzeiten“ uns näher, als *Eduard Peters* die Höhe des Birkenkopfs näher untersuchte, zusammen mit Gewerbeschulrat *Vinçon*, der schon 1937/38 Tausende von Hornsteinsplittern dort aufgesammelt hatte. Diese Höhe erwies sich als Rastplatz mittelsteinzeitlicher Jägerhorden. Ein Teilstück auf der Höhe wurde freigelegt, umgrenzt und mit Erläuterungstafel versehen. Aber wer weiß heute noch von diesem Gegenstück zum „geologischen Fenster“ am Fuß des Kopfes, durch das die Schichtverwerfung zu sehen ist? Und wer kennt noch die schöne Veröffentlichung von Peters darüber mit ihren 28 Tafeln? ⁶

Der Krieg rückte dichter an die Stadt heran, die Höhe des Birkenkopfs war unstreitig der beste Platz für die Fliegerabwehr gegen Westen. So mußte alles dort verschwinden, auch der Wald, Beton und Eisen traten an seine Stelle. Als 1945 die Befestigungen

auf dem Birkenkopf gesprengt waren, lagen dort nur noch gewaltige Brocken wirr aufeinander, mit Hohlräumen, die höchst fragwürdigen Zeitgenossen Unterschlupf boten. Dieser Zustand konnte nicht bleiben. Aber wohin mit den gewichtigen Trümmern? Es fehlte ja an allen Hilfsmitteln, und man wußte doch für die riesigen Mengen von Trümmerschutt in der Stadt selbst keinen Rat! Der nächstliegende Gedanke, den Cannstatter Wasen zu erhöhen und hochwasserfrei zu machen, mußte schon deshalb ausscheiden, weil er von der Besatzungsmacht mit Beschlag belegt war. Geringe Mengen konnten wohl da und dort in Mulden und Klingen untergebracht werden, aber das reichte bei weitem nicht aus. So ergab sich in fortgesetzter Beratung mit dem Tiefbauamt der Gedanke, einen künstlichen Berg zu schaffen, wie dies ja anderwärts früher schon geschehen war, und zunächst einmal versuchsweise die Trümmer auf dem Birkenkopf mit Trümmern aus der Stadt zu überdecken (Abb. 6). Freilich fehlte es nicht an heftigen Einsprüchen. Manchen mußte es als

Unverstand erscheinen, Tag für Tag die schweren Lastwagen bergauf fahren zu lassen. Aber der Versuch glückte trotz allen Schwierigkeiten, die anfänglich erstrebte Erhöhung konnte noch weiter erhöht und demgemäß die Grundlage der Aufschüttung noch weiter verbreitert werden, so daß letztlich der Kopf 40 Meter an Höhe gewann!⁷ Dem fortwährend drohenden Abgleiten der Schuttmassen hangabwärts konnte begegnet werden, vor allem durch Ansaat von Steinklee und Luzerne, die beide sehr tief wurzeln und so den Boden festigen. Von Strauchwerk wurden nur heimische Arten verwendet, die sich leicht zurückschneiden lassen um den Ausblick freizuhalten und die nicht durch auffallende Blüten o. a. zum Erklettern des leicht abrutschenden Hangs verleiteten; im übrigen sollte zunächst die Natur selbst sich helfen und Auslese treffen. Ein Versuch mit Birken glückte weder durch Saat (auf der Schneedecke), noch durch Pflanzung. Als der Plan Gestalt anzunehmen begann, kam eine Menge von Vorschlägen und Anträgen. Auf der Höhe sollte unbedingt ein Kaffee eingerichtet werden, auch ein Fußball- oder Tennisplatz wurde verlangt, obwohl doch schon allein die starke Luftbewegung oben solchen Gedanken im Wege stand. Der heutige Zustand darf wohl im Ganzen als richtig gelten, mehr Wald als Park, keinerlei Rummel, ein würdiger Ort der Besinnung und des Gedenkens! Dazu der überwältigende Rundblick über die Stadt und nach allen Seiten in die Ferne! Nur ausgerechnet die Solitude ist nicht zu sehen, sie wird von der Kuppe des Röthelberges verdeckt.

Aber nun ist es an der Zeit, ehe wir uns dorthin zurückwenden, das Gebiet des ehemaligen Rotwildparks⁴ aufzusuchen, um das wir bisher „herumgegangen“ sind.

Ob ich schon vor 80 oder erst vor 75 Jahren zum erstenmal mit den Eltern im „Wildpark“ gewesen bin? Man mußte damals – und noch lange nachher – erst die Eintrittskarte auf dem Hofjagdamt in Stuttgart sich erbitten, sie wurde kostenlos für einen bestimmten Tag und für eine bestimmte Zahl Personen auf den Namen ausgestellt und berechnete zum Eintritt an einem der drei Parkwächterhäuser (am Stuttgarter-, am Solitudetor oder am Schattentor), die längst zu Forsthäusern geworden sind, aber bei amtlichen Anordnungen immer noch die alten Bezeichnungen tragen. Innerhalb der Umzäunung durfte man nur die drei Hauptwege benutzen, vom Stuttgarter Tor („Forsthaus 1“) zur Wildmeisterei, quer dazu vom Solitudetor zum Schattentor, vorbei am Bärenschlößchen, und die Verbindung von diesem

zur Glemsquelle („Königsweg“). Tieferes Eindringen erlebte ich nur ein einziges Mal, als für uns Tübinger Forststudenten unter Professor D. A. Bühler im März 1902 die Verbote fielen. Wir kamen zum Pfaffensee, an dem die heutige Adlereiche noch einen Fischadler-Horst trug, wir sahen die Einstände und die Futterstellen des Wildes, bekamen die Schädigungen vor allem durch Schälern vorgezeigt und erhielten Einblick in die verschiedenen Probleme der Wildhaltung und der Jagd. Der Glanzpunkt war der Schwarzwildpark, der sonst für niemand zugänglich war, wir sahen die Fütterung im Saufang von dessen erhöhter Umfassung aus, hörten, wie die zum Abschluß bestimmten Sauen jeweils ausgesondert wurden für das „Eingestellte Jagen“, an dessen Seite der König seinen festen Stand hatte (bei der „Königs-eiche“). Den Abschluß bildete der Besuch der Solitude und des anstoßenden Staatswalds unter Führung des Oberförsters Müller, der unmittelbar vor seiner Zuruhesetzung stand. Denn bei Inkrafttreten der neuen Forstorganisation am 1. April 1902 schied er aus dem Dienst, dessen Sitz nach Stuttgart verlegt werden sollte. Bis dahin hatte er das heute noch stehende Haus des Professors Uriot bewohnt, in dem später eine Zeitlang Schillers Vater gewohnt hat, ehe es Sitz des Reviere Solitude wurde, und das, ab 1902 vermietet, vielen Stuttgartern als Haus der Familie von Graevenitz vertraut geworden ist.

Zwei Jahre später, 1904, wurde ich einige Monate lang als „Forstreferendar II. Klasse“, wie damals der Referendar hieß, dem Forstamt Solitude zugeteilt, dessen Amtssitz in den Räumen der Forstdirektion, Ecke König- und Kronenstraße, lag, während der Amtsvorstand, Forstmeister Schäffer privat in der Nähe des Westbahnhofes wohnte, weil der Neubau für das Forstamt in der Hauptmannsreute noch nicht bezugsfertig war. Für den Weg zum Wald war man noch weithin auf Bahnfahrt angewiesen. Damals, im Frühjahr 1904, wurden im Solitudewald die ersten Bestände aus Douglassien und Roteichen gepflanzt. Die ersteren haben sich zu mächtigen Stämmen entwickelt, die letzteren aber sind bald wieder verschwunden, denn sie fanden allzuvielen Liebhaber, sobald sie sich im Herbst rot verfärbten.

Doch zurück zum Rotwildpark⁴! Dies alte Laubholzgebiet mit seinen Eichen, Hagbuchen, Birken u. a. hat viele Jahrhunderte lang als Weideland gedient, vor allem für die Viehbestände von Botnang und Heslach. Der lichte Bestand bot Raum genug für Graswuchs und Unterholz, dazu kam der Ertrag an Früchten und Pilzen, vor allem die Eicheln und Bucheln als „Mast“ für die Schweine, die ja bis weit



7. Die durch Wetter und Schnee geformte Forche am Pfaffensee (1928) konnte abseits vom Wege stehen bleiben, bis sie von selbst zusammenbrach.

in die Neuzeit herein unsere wichtigsten Fetterzeuger gewesen sind. Ja, als *Oskar Paret* 1926 nahe dem Glemsursprung römische Reste ausgrub, konnte er feststellen, daß schon die Römer hier Schweinezucht getrieben hatten⁸. Und es leuchtet durchaus ein, daß der „Bär“ im Namen des Bärenbachs und des Bärensees nicht den Braunbären bedeutet, sondern den Saubären, den Zuchteber meint, daß der Wald „Bernhart“ der Weidewald der Schweine gewesen ist. Davon zeugen ja auch die alten Sauhütten, deren eine oben schon erwähnt ist⁴, deren andere im Gerlinger Wald noch unversehrt steht, einst Unterkunft des Sauhirten, der ja den größten Teil des Jahres „draußen“ bleiben mußte.

Als König Friedrich 1817 seine zwei großen Wildparke einrichtete, für Rotwild und Schwarzwild, da änderte sich zunächst nicht viel, nur trat an die Stelle des Weideviehs jetzt das Wild, durch das der Nachwuchs des Waldes noch viel stärker verbissen, abgeäst und beschädigt wurde als vorher. So entstan-

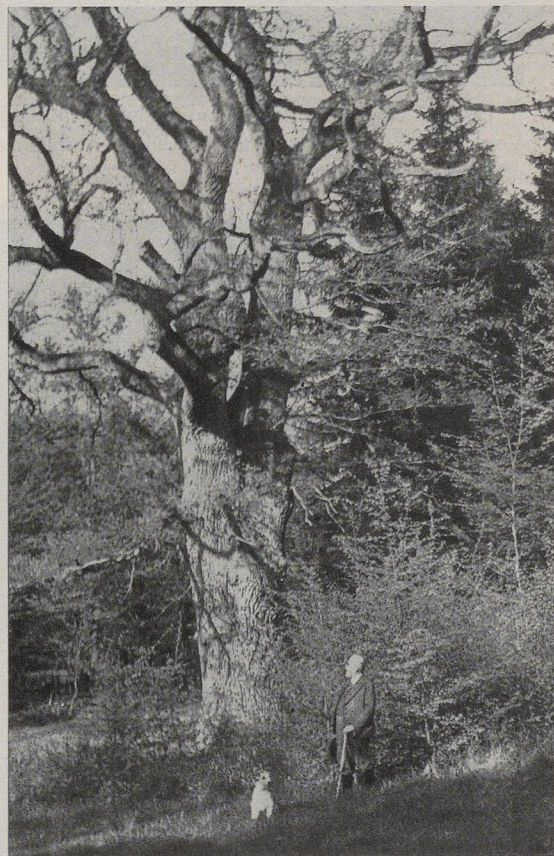
den bis in unsere Zeit herein Waldbilder voll Eigenart, in vollem Gegensatz zu den damals üblichen dicht geschlossenen Reinbeständen mehr oder weniger aufgelockerte Bestände mit frei wachsenden Einzelbäumen ohne Unterstand, oft mit ganz absonderlichem Wuchs, die, als 1919 die Umzäunung gefallen war, das beliebte Wanderziel der Städter geworden sind. Sind sie doch wie geschaffen zur Erholung, zum Lagern und Durchstreifen, geradezu zum Erleben der Natur! Und so erhob sich alsbald die Forderung, diese Art von Waldbildern nicht verschwinden zu lassen und vor der Umwandlung in ertragreicheres Nadelholz zu bewahren. Solche Umwandlung hatte schon früher begonnen, sie hatte jetzt, in der Zeit der Not nach dem Kriege erhöht eingesetzt, war es doch die Zeit, in der „das Holz Kohle und Eisen ersetzen“ sollte! Es gelang, den sich mehrenden Wünschen nachzugeben und die „Verfichtung“ der kaum noch Ertrag abwerfenden Laubholzbestände einzuschränken, wobei vor allem der

1960 verstorbene Landforstmeister *Richard Wezel* sich großen Dank verdient hat. Ganz auf solche Umwandlung zu verzichten, das war und wäre auch heute noch nicht zu rechtfertigen. Ist doch gerade die Fichte auf richtigem Standort der Brotbaum, der in allen Lebensaltern und Ausmessungen als Nutzholz verwertbar ist. Und auf Geldertrag aus dem Walde wird, ganz abgesehen vom Rohstoffbedarf an Holz, wohl kaum ein Waldbesitzer ganz verzichten können. Einige Bilder mögen diese Fragen verdeutlichen, im übrigen versucht auch der neue Lehrpfad (s. unten!) ihnen gerecht zu werden (Abb. 7–9).

Eines darf nicht vergessen werden: *kein Wald bleibt so, wie er heute aussieht*. Denn der Wald lebt und wächst, alte Bäume fallen aus, Jungwuchs drängt nach und will zum Licht. Alte Durchblicke verschwinden und wachsen zu, neue öffnen sich, sei es durch Naturgewalt, sei es durch Hilfe des Forstmannes, dessen Aufgabe es ist, das Leben im Gang zu halten. Auch gesunde Bäume muß er herausnehmen, wenn sie allzu dicht stehen und einander das Leben erschweren (Abb. 10, 11). Und so werden auch die durch die alte Zeit hervorgerufenen absonderlichen Baumgestalten verschwinden, die zum besonderen Reiz des Gebiets so stark beitragen. Wie nun soll und kann man für Ersatz sorgen? Soll man etwa, im Gegensatz zur üblichen Pflegearbeit bei der Durchforstung, gerade die schlechtwüchsigen Bäume stehen lassen und dafür gutwüchsige herausnehmen? Oder soll man gar die Tätigkeit des Viehs und Wilds künstlich mit Axt und Schere fortsetzen? Solches mag im Park da und dort geschehen, aber doch nicht im Wald und erst recht nicht im Naturschutzgebiet, auch wenn hier die Wirtschaft weitergeht! Wie aber, wenn solch ein „Baumdenkmal“ durch Überalterung, innere Erkrankung oder äußere Beschädigung zusammenzubrechen droht und zur Gefahr wird für die Besucher, zumal an vielbegangenen Wegen? Dann ist es meist sehr schwer, zu entscheiden, ob es verantwortet werden kann, den Baum noch länger stehen zu lassen oder ob er trotz seiner Eigenart gefällt werden muß, um Unglücksfälle – und damit auch Haftpflichtansprüche – zu verhüten! Immer wieder hören wir Klagen in der Presse, darüber, daß schon wieder gesunde Bäume gefällt worden seien, sogar in Waldteilen, die unter Landschaftsschutz stehen! Aber gerade in solchem „Erholungswald“ ist sorgfältige, überlegte Pflege unumgänglich, wenn dieser seinen Zweck auf die Dauer erfüllen soll! Ungepflegte urwaldartige Waldbilder sind am Rand der Großstadt ganz bestimmt nicht am Platz! Wie ahnungslos manche Waldfreunde sind, hat sich besonders in der

Zeit gezeigt, als schon die Bomben fielen, und sogar noch nachher! Es kamen Beschwerden über „völlig sinnlose Kahlhiebe“ im Wald, während doch das eine Mal abgestürzte Flugzeuge, das andere Mal Luftminen die Lücken gerissen hatten, die der harmlose Beschauer forstlicher Absicht zuschreiben zu müssen glaubte! (Abb. 10–12).

An Versuchen zur Aufklärung über den Wald und über die Aufgabe und Arbeit des Forstmannes hat es gerade in und um Stuttgart in den letzten vierzig Jahren wahrhaftig nicht gefehlt⁹, durch Aufrufe und Vorträge, durch Schriften und Führungen, durch Rundfunk und Film, und vor allem durch die Tagespresse! Aber die Erfahrung zeigt, daß dadurch fast immer nur die Leute erreicht werden, die ohnehin schon dem Wald und all seinen Problemen gegenüber aufgeschlossen sind. Es erscheint aber außerordentlich schwer, gerade an die Kreise forstlicher Laien heranzukommen, die letzten Endes Verant-



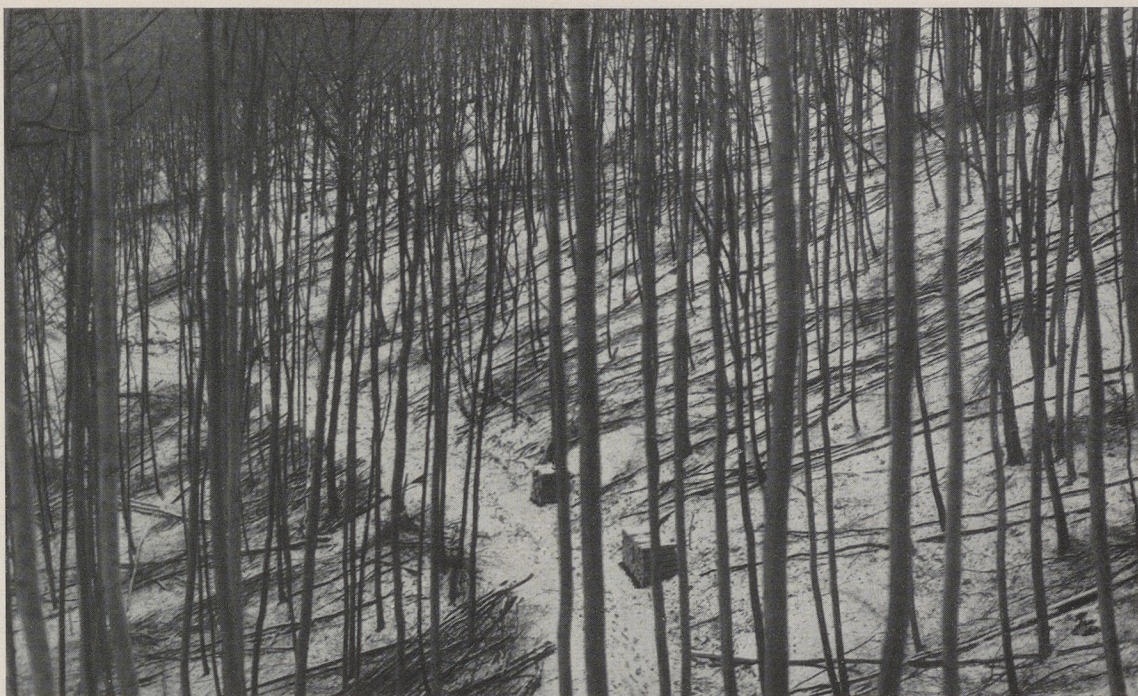
8. Soll die alte Eiche durch ihre Umgebung noch mehr bedrängt werden? Ist es nicht richtiger, einzugreifen, damit sie sich ungefährdet entfalten kann? Sie trägt den Namen des um den Rotwildpark höchverdienten *Richard Wezel* (gest. 1960). Aufnahme *R. Wezel* 1954.



9. Umwandlung verlichteten Laubwalds in Nadelholz: Jenseits des Weges alter Bestand aus Birken u. a. Vordergrund (im Schatten) nach Kahlhieb Auspflanzung vorbereitet. Dahinter in drei Altersstufen Fichtenpflanzung. Rotwildpark 1927.



10. „Ein Märchen aus uralten Zeiten“ so mutet uns heute die Menge der Kulturarbeiterinnen in der Pflanzschule an. Die aus dem Saatbeet kommenden Sämlinge werden in weiterem Abstand „verschult“, damit sie sich kräftigen, ehe sie ins Freiland versetzt werden. Stadtwald Feuerbach 1927.



11. Jeder heraufwachsende Baumbestand muß von Zeit zu Zeit gelichtet („durchforstet“) werden, damit er sich gesund entwickeln kann. Dabei müssen neben kranken oder minderwertigen Stämmchen auch völlig gesunde herausgenommen werden. Gerlinger Wald 1935.



12. Durch den Bau der Reichsautobahn wurde im Vaihinger Wald ein großer Zusammenhang reiner Fichten von Nord nach Süd aufgerissen, so daß der Westwind freien Zugang fand. Er hat in wenigen Jahren gründliche Arbeit geleistet. 1940.



13. Das 1817 erbaute Bärenschlößchen 1932. Es ist 1942 zerstört worden.



14. Am Fuß der 1782 angelegten Terrassen beim Bärenschlößchen stehen, lange Zeit im Buschwerk versteckt gewesen, zwei steinerne Löwen, die wohl die Anlegestellen der zwei von Herzog Karl Eugen aus Venedig bezogenen Gondeln bezeichnen. Ob sie auch selbst daher stammen? – Aufnahme W. Feucht, 1964.

wortung zu tragen und Entscheidungen zu treffen haben. Gerade solche sind ja vielfach so überbeansprucht, daß ihnen weder Zeit noch Ruhe bleibt, über die Zusammenhänge nachzudenken, die nun einmal zwischen Wald und Volk, Wald und Wasser, Wald und Luft, Wald und Gesundheit unabdingbar bestehen. Mancher freilich mag auch wohl von seiner eigenen Unfehlbarkeit so überzeugt sein, daß er grundsätzlich keinerlei Neigung zeigt, über sein enges Fachgebiet hinauszuschauen auf die großen Zusammenhänge des Lebens!

Ein neuer Versuch zur Aufklärung und zum Verständnis, zur Mithilfe der ganzen Bevölkerung ist durch den *Waldlehrpfad im Rotwildpark* eingeleitet, der wohldurchdacht und vorbildlich ausgeführt, die Besucher auf guten, mit Sitzbänken versehenen Wegen vier Kilometer weit an 80 Lehrtafeln vorüber leitet und 1963 eröffnet werden konnte, dank der Zusammenarbeit der Staatsforstverwaltung (*Oberforstmeister Geyer*) und des Verschönerungsvereins, unterstützt durch die Schüler des *Vaihinger Gymnasiums* und andere Freunde. Ganz gewiß ist diesem Anfang, dem noch weitere Lehrpfade folgen sollen, ein reicher Erfolg zu erhoffen!

Aber sind wir damit nicht ganz vom Thema abgekommen? Sind das noch Erinnerungsbilder? Sind es nicht vielmehr Wunschträume, die zur Wirklichkeit nicht so recht passen, und deren Erfüllung erst zu erhoffen bleibt?

Bleiben wir beim Thema! Was hat sich Wichtiges rings um die Solitude in der Zeit von achtzig Jahren noch alles getan, wenn wir vom Krieg und seinen Folgeerscheinungen, vor allem für den Wald, hier einmal ganz absehen, da solche ja keine Besonderheit unserer Gegend waren, vielmehr mehr oder weniger überall anderwärts ebenso erlebt werden mußten? Als örtliche Besonderheit kann höchstens eine genannt werden, die Gewinnung von Birkensaft im großen durch die Pflanzensaftwerke Magstadt, als diese vom Auslandsbezug abgeschnitten waren. Der Versuch im Gerlinger Wald hat sich durchaus gelohnt, er hat der Gemeinde jahrelang erhebliche Einnahmen gebracht ohne jeden Schaden für den Wald.

Aber was ist nicht alles geplant oder vorgeschlagen worden, jedoch nicht ausgeführt! Vor vierzig Jahren schon die „Waldsiedlung“ im Schwarzwildpark, Einfamilienhäuser unter dem Motto „Jedem Krieger sein Eigenheim!“ Möglichst alle alten Bäume sollten erhalten werden. Aber die Verwirklichung hätte zwangsläufig zur Vernichtung des ganzen Waldes führen müssen, wie die Erfahrungen anderwärts unter



15. Die Hirschallee vom Großen Stern zum Planhaus 1932. Der durch Wild und Weidevieh zerlichtete Laubwald war durch Fichten ersetzt worden. Diese sind seit 1939 durch Stürme und durch Kriegserfordernisse aufgezehrt und seither als Mischwald wieder neu aufgebaut worden.

vergleichbaren Verhältnissen bestätigt haben. Und wie am eindringlichsten die neue Waldsiedlung im Gerlinger Wald uns vor Augen führt, mit welcher Ahnungslosigkeit selbst solchen Bäumen das Weiterleben unmöglich gemacht wird, deren Erhaltung offensichtlich beabsichtigt ist! Wie wenig biologisches Verständnis ist viel zu oft anzutreffen, auch bei Leuten, die unbedingt wissen müßten, daß Bäume Lebewesen sind und erst dann zum toten Werkstoff werden, wenn man ihnen das Leben ausgetrieben hat!

Dann, heute schon vergessen, erschien der Plan eines Weltbads im Mahdental, dessen Heilquellen die Bäder Mergentheim und Karlsbad in Schatten stellen sollten; wie uns ein bekannter Rutengänger ver-



16. Der Platz auf dem Gerlinger Schloßberg mit den Friedensbäumen von 1871 (zwei Linden und eine Eiche) sollte privater Bauplatz werden. Es gelang, ihn als hervorragenden, allgemein zugänglichen Aussichtspunkt zu erhalten. Er wurde 1953 durch das Ehrenmal gekrönt, das Fritz von Graevenitz geschaffen hat.

sicherte, man brauchte nur 500 Meter in die Tiefe an genau bezeichneter Stelle zu bohren! Es ist sehr schnell darüber still geworden, der Ausbau der Rennstrecke erschien sicherer! – Bald darnach, 1937, ging es wiederum um eine Rennstrecke, diesmal für Kraftäder: Von der Schillerhöhe aus, vor dem Schloß vorbei, die Bergheimer Steige abwärts, beim Bergheimerhof vor einer Haupttribüne ausholend wieder aufwärts auf neuer Bahn, und kurz unterhalb des Schlosses quer durch den steilsten Hang zurück zum Ausgangspunkt. Der Wald zwischen den Bahnen sollte fallen, um freien Überblick zu schaffen. Das war „streng geheim“, jede öffentliche Stellungnahme wurde unterdrückt!

Dann eine neue Schießbahn für die Wehrmacht, vom Heimberg aus neben der Heukopfbahn vorbei bis zu den Vierbuchen! Sie hätte den gesamten Verkehr auf den Waldwegen des Gebiets lahmlegen müssen! – Und vor zwanzig Jahren, schon gegen Ende des Krieges, als der Neubau der HJ-Gebietsführerschule aus dem Boden stieg, aus der hernach das „Sanatorium Schillerhöhe“ geworden ist, im Blickpunkt der großen Straße, da kam die Forderung, diese Straße durch Gefällausgleichung so umzubauen, daß das Ziel schon vom Forsthaus 1 aus zu sehen wäre! –

Und nochmals eine Schießbahn, 1945 von der Besatzungsmacht im Lindental begonnen, aber dann doch nicht weitergeführt, so daß die Spuren einigermaßen verwischt und der Reiz des Tales annähernd gewahrt werden konnte!

Ein freundlicheres Bild taucht in der Erinnerung auf: Der Versuch eines kleinen privaten Tiergartens auf der Gerlinger Heide mit recht beachtlichem Grundstock fremden Getiers, von Löwe, Hyäne und Lama bis zu Affen, Papageien und Stelzvögeln. – Aber dann, im stärksten Gegensatz dazu, der fantastische Plan eines „Weltzoos“, eines „geo-zoologischen Tierparks mit völkerkundlichem Freiluftmuseum“, der „ein entscheidender Beitrag zur Völkerversöhnung und zum Weltfrieden werden“ und den gesamten Raum zwischen Hasenberg, Solitude und Vaihingen beanspruchen sollte. Das war im Juli 1945, in der schlimmsten Zeit, als die ganze Stadt noch in Trümmern lag!¹⁰ – Auch der spätere Antrag, den 1936 errichteten, jetzt leeren Hirschpark am Bärensee, dessen Umzäunung großenteils noch stand, dem Nachwuchs an Wisenten und Wildpferden aus München-Hellabrunn einzuräumen, wurde nicht weiter verfolgt. Ebenso mußte der nie ganz zur Ruhe gekommene Gedanke, den ehemaligen Rotwildpark

17. Das „Bassin“ bei der Solitude (1911) ist eines der sehr wenigen Überbleibsel aus den alten Gartenanlagen. Die Seerosen sind freilich längst verschwunden, aber als Nist- und Rastplatz für Wasservögel hat der See heute noch seine Reize.

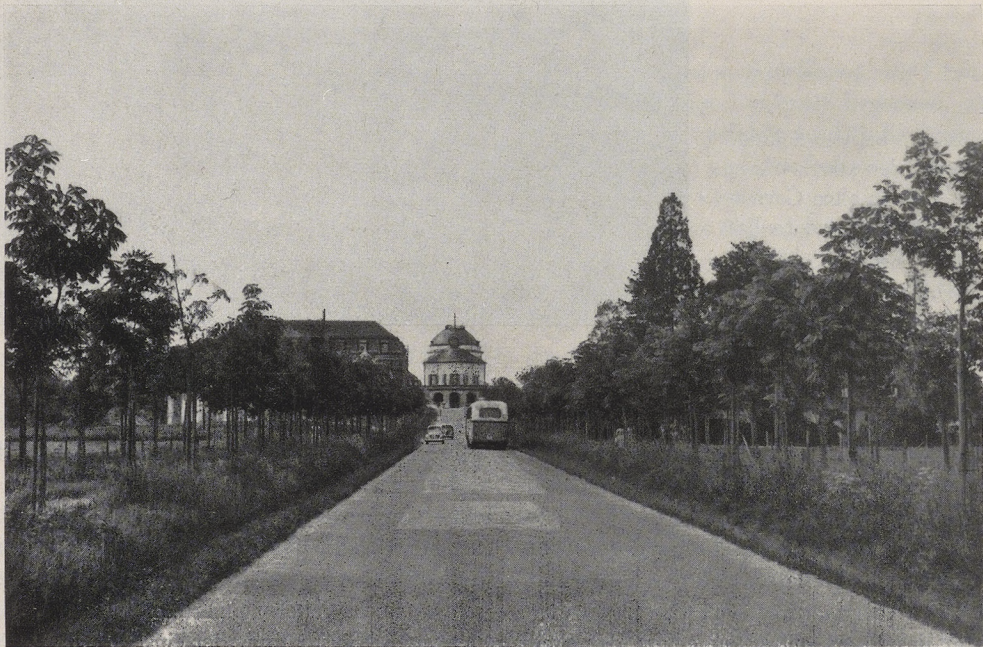


wieder ringsum einzugattern und neu zu besetzen, von vornherein als abwegig erscheinen, hätte er doch mehr oder weniger die Ausschließung der Menschen bedeuten müssen!

Daß ein Teil des Staatswalds Pfaffenwald der Technischen Hochschule überlassen wurde, haben sehr viele bedauert. Aber wäre es etwa besser gewesen, für die TH das Fasanenhofgelände von der Stadt einzutauschen, dieser dagegen den Pfaffenwald für die Stadterweiterung abzutreten? Oder der TH den ursprünglich verlangten Oberen Wald bei Degerloch zu opfern?

Nun zum Abschluß noch einmal zur Solitude zurück! Mit der bitter nötigen Instandsetzung der Gebäude

ist begonnen, das Schloß selbst ist in beste Ordnung gebracht. „Wahrung des alten Stils und doch auch mehr oder weniger modernen Bedürfnissen angepaßt“, inwieweit sich das bei den Nebengebäuden vereinigen läßt, darüber scheinen die Auffassungen noch keineswegs geklärt. Aber der Planungsgedanke scheint noch weiter zu greifen, bis zur wenigstens teilweisen Neuschaffung der einst so hoch berühmten Gartenanlagen (für wen eigentlich und wozu?), die doch seit 160 Jahren völlig zerstört und lediglich auf den alten Lageplänen noch zu sehen sind! Sollten etwa auch all die kleinen Tempelchen und Bildwerke wieder erstehen mitsamt den Wasserkünsten, den Kaskaden bergabwärts bis zum Rondell? Was man



18 u. 19. Schloß Solitude, von Stuttgart her; oben 1938, unten 1964. Nr. 19 Aufnahme W. Feucht.



20 u. 21. Die Kastanienallee gegen Stuttgart vom Schloß aus; oben 1927, unten 1964. Nr. 21 Aufnahme W. Feucht.

hier auch machen mag, es wird immer nur Stückwerk bleiben können!

Nun ist die letzte der von Karl Eugen angelegten großen Baumpflanzungen, die vierfache Kastanienallee verschwunden, nachdem sie, zuerst 1928, zuletzt 1958, von Stürmen so schwer angeschlagen und aufgerissen war, daß sie erneuert werden mußte. Schon steht sie wieder in zukunftsreichender Entwicklung und bietet nun wieder das gleiche Bild, wie es der Herzog selbst schon erlebt hat.

Wie wird es sein, wenn auch diese neue Allee wiederum wird erneuert werden müssen, in zweihundert, in hundert Jahren oder noch viel früher? Immer näher rückt die wachsende Stadt. Schon hat sie von Norden her den Fuß des Berges erreicht und damit den Rand des Waldes (Stadtteile Giebel, Wolfbusch, Seelach). Im Westen greift die Stadt Gerlingen bergaufwärts (Bopser, Schillerhöhe, Waldsiedlung). Auch Botnang strebt zur Höhe und Vaihingen wird sich ausdehnen müssen.

Dann, in hundert Jahren oder noch viel früher, wird da das Kennwort Stuttgarts als der „Großstadt zwischen Wald und Reben“ noch Geltung haben? Wird es nicht umgekehrt heißen müssen „Wald und Reben zwischen Großstadt“.¹¹ Aber ohne jeden Zweifel wird sich dann erst recht zeigen, wie richtig es war, das Gebiet des Rot- und Schwarzwildparks samt dem Hauptteil des Pfaffenwaldes als Natur-

schutzgebiet zu sichern so gut dies möglich ist¹², wie bitter nötig gerade dieses Waldgebiet im Westen der Kesselstadt, zusammen mit den vorgelagerten Teilen des Stadtwalds, wie lebenswichtig der gesamte Wald im Westen ist und sein wird für den Stadtkern, zur Gesunderhaltung der Innenstadt, für die Lebenskraft und Erholung aller ihrer Menschen!

s. S. 201!

¹ O. Feucht, Von alten Alleen. Fragen um die Solitude (Schwäb. Heimatbuch 1939). – ² Hans Spemann, Forschung und Leben. Stuttgart 1943, S. 58. – ³ O. Feucht, Das Planhaus und die Sternalleen im Solitudewald (Blätter des Schwäb. Albvereins 1937). Hierzu auch ⁴. – ⁴ O. Feucht, Der Wald um Stuttgart. 80 Seiten mit 4 Kartenskizzen und 62 Abb. auf 40 Tafeln. Stuttgart 1951 (Verlag Kohlhammer). – ⁵ O. Feucht, Erlebter Heimatschutz (Schwäb. Heimat 1954, 1). – ⁶ E. Peters, Die Stuttgarter Gruppe der mittelsteinzeitlichen Kulturen. (Veröffentl. des Archivs der Stadt Stuttgart Heft 7, 1941.) – ⁷ Aufgeführt wurden 1,5 Millionen Kubikmeter (450 000 LKW-Ladungen). – ⁸ O. Paret, Groß-Stuttgart in vorgeschichtlicher Zeit (Veröffentl. des Archivs der Stadt Stuttgart Heft 9, 1949). – ⁹ Vgl. u. a.: O. Feucht, Der Wald und Wir, Stuttgart 1924 und 1926. – Ders. Forstwirtschaftl. Rücksicht auf Landschaft und Volksleben (Monatschrift Württemberg 1930) und anderes – vgl. auch ⁴. – Hierzu in den letzten Jahren vor allem die Veröffentlichungen des Kosmos (Wilhelm Koch), der Wandervereine und der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, z. B. die Stuttgarter Waldwoche 1963. – ¹⁰ Näheres darüber in der Schwäb. Heimat 1956, S. 191 ff. – ¹¹ O. Feucht, „Großstadt zwischen Wald und Reben“ oder „Wald und Reben zwischen Großstadt“? (Allg. Forstzeitschrift 1959, No. 14). – ¹² Das 1958 erweiterte Naturschutzgebiet Rotwildpark umfaßt 830 Hektar.

Zu einem Pokal aus den Revolutionsjahren 1848/49

Von Max Kibler

In seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ läßt Gottfried Keller den Zimmermeister Frymann sagen: „Zu einer Ehrengabe scheint sich mir ein silberner Becher immer noch am besten zu eignen. Er behält seinen Wert ... und bleibt ein schönes Erinnerungszeichen ... an wehrbare Männer des Hauses.“ ... „und wie zutreffend, daß dieser Satz nicht zu gemeinem Nießbrauch des täglichen Lebens verwandt werden kann.“

Nicht viel anders scheinen die Kirchheimer Bürger in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gedacht zu haben, als sie für zwei ihrer Revolutionshelden je einen Silberpokal stifteten. Einer dieser Becher, dem Johann Friedrich Tritschler gewidmet (geb. 1812 in Kirchheim und gestorben 1859 in Nordamerika)

steht im Heimatmuseum der Stadt Kirchheim. Der andere aber, ansonsten kaum bekannt, befindet sich im Besitze der Nachkommen des Otto Hirzel und wird auch heute noch so benützt, wie Gottfried Keller schreibt: „Nicht zu gemeinem Nießbrauch des täglichen Lebens“, sondern zur Feier von Taufen und Hochzeiten der Urenkel und Ururenkel jenes Hermann Ferdinand Ludwig Otto Hirzel.

Die Inschrift auf dem Pokal lautet: „Dem tapferen Demokraten Otto Hirzel, seine Freunde, Kirchheim 19. Juni 1849“ und auf der anderen Seite: „Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe“ (notabene nicht „Brüderlichkeit“).

Das Schicksal dieses Otto Hirzel, der am 2. Juli 1812 in Künzelsau geboren und 1877 in Bissingen ge-

storben ist, scheint mir so typisch für schwäbische Verhältnisse zu sein, daß es sich lohnen mag, ihm etwas nachzugehen.

Es fängt an wie in einem Märchen der Brüder Grimm:

Es war einmal in der Stadt Künzelsau ein Mann, der hatte zwei Söhne. Wahrscheinlich war er dort am Kameralamt angestellt, denn er wurde später Oberamtmann in Spaichingen. Von seinen fünf Kindern war das zweite ein Sohn und wurde auf den Namen Franz Gustav Adolf getauft im Jahre 1809. Das vierte Kind, eben unser Otto Hirzel, kam drei Jahre später zur Welt. Als man das Jahr 1848 schrieb, lebten beide Brüder in Kirchheim/Teck, der ältere als Oberamtspfleger, der jüngere als Stadtpfleger. In den unruhigen Zeiten hatte jeder der beiden einen Übernamen erhalten, der sich aber auf ihre politische Gesinnung und nicht auf ihre Haarfarbe bezog: Der Oberamtspfleger hielt zur Regierung und hieß deshalb der „Schwarze Hirzel“. Sein jüngerer Bruder aber, der „Rote Hirzel“, trug einen Heckerhut mit einer Hahnenfeder und ließ als Hauptmann der Bürgerwehr seinen großen Schleppsäbel über das Kirchheimer Pflaster scheppern. An Festtagen der Revolution zierte ihn eine schwarzrotgoldene Schärpe.

Diese Schärpe habe ich noch kurz nach der Jahrhundertwende auf dem Gliemenhof bei Schw. Hall gesehen, wo sie als Glockenzug diente. Den Säbel habe ich von meiner Mutter Base, einer Anna Hirzel, der Enkelin des Roten Hirzel, geerbt. In den Wirren des Frühjahrs 1945 ist er mir aber beim Einmarsch der Amerikaner abhanden gekommen. Übrig geblieben ist der hier abgebildete Becher, den der Rote Hirzel seinem Sohn, dem späteren Pächter des Gliemenhofes, und dieser seinem Sohn Otto, der kinderlos starb, vermacht hat. Über dessen leibliche Schwester kam der Becher meines Urgroßvaters, ebenso wie der Säbel, an mich.

Offenbar hat der Rote Hirzel an die Revolution und an ein neues Deutschland ebenso geglaubt, wie der Schwarze an die Regierung, an das Gottesgnadentum und die heilige Allianz geglaubt hat. Der „Rote“ kommandierte eine Kompanie der Bürgerwehr und sorgte für ihre Bewaffnung. Die militärische Leitung übernahm ein Major von Werthes.

Der im Jahr 1848 gegründete „Vaterländische Verein“ rutschte langsam aber sicher „nach links“, wie man heute sagen würde. Eine ganze Anzahl der eher regierungstreuen Honoratioren traten aus, so der Major von Werthes und der Amtsarzt Dr. Hauff u. a. Übrig blieb der radikalere demokratische Teil

der Bevölkerung, deren Führung nun der Stadtpfleger Hirzel und ein Dr. Hausmann übernahmen.

Wie im übrigen Deutschland schien anfänglich alles gut zu gehen. Im Januar 1849 feierte man die Einführung der Grundrechte. Noch gab es dabei einen Festgottesdienst, bei dem der Dekan höchstselbst predigte. Aber schon im April witterte die Reaktion Morgenluft. Als es um die Anerkennung der Reichsverfassung ging, stand der König gegen Kammer und Volk.

In einer Amtsversammlung wurde trotz Einspruchs des Schwarzen Hirzel beschlossen, 2000 Musketen zu beschaffen. Nachdem aber der Rest der Nationalversammlung von der Frankfurter Paulskirche nach Stuttgart übergesiedelt war, garte es im ganzen Land.

Die Kirchheimer Bürgerwehr, geführt vom Roten



Hirzel und von Tritschler, unterstellte sich dem Stuttgarter Rumpfparlament.

Da kam die Nachricht, daß der König das Rumpfparlament mit Waffengewalt aufgelöst hätte. Aufgeregte Gemüter wollten wissen, daß Dr. Schott und Uhland niedergefallen worden seien. Kirchheim aber hielt zu diesen. Die Bürgerversammlung tagte, faßte Beschlüsse und verwarf sie wieder. Tritschler und Hirzel befehligten das Jugendbanner, offenbar die Kerntruppe der Bürgerwehr. Sie ließen nachts das Oberamt umstellen, damit niemand militärische Hilfe holen könne. Obwohl die Stadträte und die Bürgerschaft ab 3 Uhr morgens schon wieder ratschlagten, kamen sie zu keinem Entschluß. Da ließen die Kommandeure, wohl Hirzel und Tritschler, den Generalmarsch schlagen und rückten mit dem Jugendbanner aus – entweder nach Stuttgart, um dem Parlament zu helfen, oder nach Baden als erwünschter Zuzug für die dortigen Aufständischen.

So kam es zum Kirchheimer „Freischarenzug“ am 18. und 19. Juni. Mit Gewehr und Munition marschierte das Jugendbanner bis nach Wiesensteig. Die Hoffnung, daß aus allen Dörfern und Flecken sich freiheitsdurstige Demokraten anschließen würden, trog. Man verköstigte die Freischärler bestens, wahrscheinlich lobte und pries man sie auch mit großen Worten, aber – dabei blieb es. So zog das Jugendbanner, wie „der Peter aus der Fremde“ im Kinderlied, wieder heim, formierte sich vor dem Rathaus und gab Gewehr und Munition dort ab.

Damit hatte die Revolution von Kirchheim ihr Ende gefunden. Der Schwarze Hirzel sammelte Unterschriften für eine Ergebenheitsadresse an den König. Otto Hirzel, Tritschler und ein paar andere wurden angeklagt und in Abwesenheit verurteilt. Hirzel wegen Aufruhrs zu 6 Jahren Arbeitshaus und Beschlagnahme seines Vermögens. Er war, wie alle anderen, vor der Verhandlung geflohen.

Als 1850 der neue Landtag gewählt wurde, blieben fast zwei Drittel der Wähler zu Hause. Trotzdem

erhielt der Landtag eine demokratische Mehrheit. Er wurde wieder aufgelöst und nach dem alten beschränkten Wahlrecht ausgeschrieben, auf Grund dessen in Kirchheim statt 5114 nur 810 wählen durften. Bei dieser Wahl obsiegte der Schwarze Hirzel, der im ersten Wahlgang unterlegen war, mit 393 gegen 333 Stimmen.

Otto Hirzel wurde übrigens nicht wegen des Ausflugs nach Wiesensteig, sondern wegen der „Cernierung“ des Oberamtes bestraft.

Er war in die Schweiz geflohen, pachtete dort bei Weinfeldern eine Landwirtschaft, die, wie mir sein Sohn erzählte, eine Art „Herberge zur Heimat“ für schwäbische Emigranten wurde. Auch Hausmann soll einer seiner Gäste gewesen sein.

Sein Vermögen wurde ebenso wie das Tritschlers eingezogen. Nach 20 Jahren amnestierte der König die Emigranten. Hirzel ging in die Heimat zurück und übernahm eine Pacht auf der Hinterburg bei Bissingen. Sein Sohn, später Pächter auf dem Gliemenhof, trat seine Nachfolge an. Er erbte aber nicht nur den Pokal, den Säbel und die schwarzrotgoldene Schärpe, sondern auch die Schulden, die durch die Enteignung entstanden waren. Der Rote Hirzel hatte sie als Ehrensulden angesehen. Sein Sohn zahlte ein langes Leben daran ab. Als dessen Sohn, also der Enkel des Roten Hirzel 1916 ins Feld zog, verpfändete er seine Lebensversicherung, um des Großvaters letzte Schulden von 1849 zu zahlen*.

* Sollte dieser Aufsatz jemand zu Gesicht kommen, der Nachfahren des Schwarzen Hirzel oder dessen andere Geschwister kennt, wäre ich für eine Nachricht sehr dankbar.

Dr. med. Max Kibler,
Heilbronn a. N., Rosengartstr. 10

Viele Angaben verdanke ich den Ämtern der Stadt Kirchheim u. T. und außerdem dem Büchlein des Forstmeisters R. Lohrmann, Tuttlingen: Die Revolutionsjahre 1848/49 in Stadt und Bezirk Kirchheim. Sonderdruck aus dem Teckboten 1932.

O's gfällt's

Wenn se au lachet, ond wenn se au spottet,
wenn se au saget, mier Schwobe', mier sottet,
o'sere Schnäbel doch au besser schleife'
ond au so wie de andere' pfeife' –
So, wie mier send, so wöllet mr bleibe',
so hänt miers triibe', so wöllet mrs treibe';
s ischt doch net naötech, daß alle gleich schwätzet.
Ond wenn se au o'ser Schwätze net schätzet –
o's gfällt's.

Karl Häfner

Heimatsprache

Von Karl Häfner

Heimatschutz auch für die Heimatsprache. Sie verdient ihn so gut und hat ihn so nötig wie alles, was sonst in der Heimat geschützt wird: Landschaft und Bauwerke, Pflanzen- und Tierwelt, Sitte und Brauchtum. Da es bei der Sprache ausschließlich um das Verhalten des Menschen selber geht und sie nicht von der naturgebundenen Umwelt abhängig ist, so ist bei ihr der Schutz vielleicht besonders wirksam, sofern der Mensch überhaupt schützen will. Hier soll es sich, wenn Schutz für die Heimatsprache gefordert wird, nicht um die eigentliche Mundart, die Vollmundart, handeln, sondern um die landschaftlich gebundene Art der allgemeinen Schriftsprache, die innerhalb ihrer Grenzen unangefochten sollte gelten dürfen.

Die besondere Art tritt vor allem im Klang hervor. Neben ihrer Melodie unterscheidet sich unsere landschaftliche Hochsprache von der Bühnensprache in sehr vielen Stücken; diese klingt uns oft so gar nicht vertraut heimatlich. Unser schwäbischer Wörterbuche Erbe hat, kurz nachdem sie festgelegt worden war und allgemeine Verbindlichkeit beanspruchte, in seiner Schrift „Des Schwaben Pflicht gegen seine Muttersprache“, auf die wichtigsten Unterschiede hingewiesen. Die auffälligsten Unterschiede zeigen sich zunächst bei den Doppellauten. Soll hier der Schwabe unbedingt die Verarmung mitmachen, die durch den Zusammenfall der bei uns so deutlich unterschiedenen ei, au, eu und äu entsteht? Ist es nötig, daß wir nach norddeutscher Weise reif und Reif, Haut und haut, heuer und Heuer gleich sprechen? Sollen wir auf die von den andern oft als willkürlich getadelten Unterscheidungen zwischen den offenen und geschlossenen, langen und kurzen e und ä verzichten und heben und geben, Held und Geld, fällt und Feld mit gleichem Vokal sprechen, Nebel und Säbel aber gerade umgekehrt, als bei uns üblich ist? Unsere Verteilung der Laute ist ja nicht „falsch“; sie ist organisch geworden, die andere ist fast willkürlich organisiert. Die unsrige ist also keinesfalls die schlechtere, sondern wohl die bessere, sicher aber keine falsche. Man kann ja bei der Sprache nicht eigentlich von falsch und richtig sprechen; sie besteht in Geltungen; was der Mehrheit oder auch bloß den Einflußreichen gilt, hält man für richtig, das andere für falsch. Sollte bei uns im Land nicht Gel-

tung haben dürfen, was bei den Heimatgenossen allgemein gilt? Ist es deshalb schlimm, wenn wir keine stimmhaften b, d, g, s, w sprechen? Mißverständnisse können dadurch ja kaum entstehen.

Die angestammte Klangform macht unser Deutsch für andere keineswegs unverständlich; wenn wir sie verleugnen, so tun wir es vielleicht weniger, um dem Ganzen zu dienen, als aus einer gewissen Schwäche heraus, die sich der Heimat schämt. Unsere genäselten Vokale, über die andere lächeln mögen, und unsere breiten sp und st im In- und Auslaut sind vielleicht nicht gerade schön. Sollen wir uns aber ihrer schämen? Ist es nötig oder auch nur wünschenswert, daß wir in bei und Bein, Bau und Baum, neu und neun, in ab und an völlig gleiche Vokale sprechen? Und als im Südfunk einmal zwei Bremer Senatoren über ihre Stadt sprachen, hörte man bei beiden deutlich ihre spitzen sp und st im Anlaut. Diese entsprechen nicht den Forderungen der allgemeinen Hochsprache (so wenig wie unsere breiten sp und st), gaben aber der Rede eine heimatliche Note. Dort verharret man auf einem Punkt, der vor der Regelung der Aussprache liegt, hier geht man über sie hinaus.

Nun gehört zum Schutz der Heimatsprache aber nicht bloß die Verteidigung ihrer Laute, sondern auch das Bestreben, sie vor der Überflutung durch fremde Wörter und Wendungen zu bewahren. Hier liegt für die Heimatsprache die Gefahr weniger in den eigentlichen Fremdwörtern, heute besonders aus der angelsächsischen Sprachwelt, als in dem Eindringen von Sprachgut aus andern deutschen Sprachlandschaften. Jene bedrohen den Bestand der deutschen Sprache im allgemeinen, diese den der Heimatsprache. In beiden Fällen wirkt die Mode. Unsere Heimatsprache wird zur Zeit geradezu von einer norddeutschen, vielfach niederdeutschen Welle überflutet. Man könnte Hunderte von Wörtern anführen, die als unnötige Fremdkörper vom Norden her in sie eingedrungen sind. So hört man etwa bei Marktberichten, die doch für die bodenständige Landwirtschaft bestimmt sind, von Bullen und Färsen, obwohl bei uns Farre der amtliche Ausdruck ist (oder war?) und die Färsen beim Metzger nach wie vor eben Rindfleisch geben. Man kauft nicht mehr Rote und Gelbe Rüben, sondern Rote Beete und Karotten, nicht mehr Acker-, sondern Feldsalat.

In den Kochbüchern für schwäbische Hausfrauen wimmelt es von norddeutschen Ausdrücken wie Quark, Semmel, Sahne, Kloß, Eisbein, man quirlt, kostet, rollt aus, schmort, schmeckt ab, schwitzt Mehl. Kaum daß man sich sogar für landschaftlich bedingte Speisen noch die einheimischen Namen gestattet. Wenn auf diesen beiden, doch so eng mit der Heimat verbundenen Bezirken wie der Land- und der Küchenwirtschaft sich Norddeutsches so stark ausbreiten kann, so darf man sich nicht wundern, wenn es in anderen Bereichen noch viel mehr der Fall ist. Wörter wie aalen und aasen, buddeln und schrubben, knabbern und neppen, doof und mies, pennen und plätten, Krume und Happen, Diele und Gosse, Strippe und Senkel haben in unserer Sprachlandschaft kein Heimatrecht. Wir haben dafür andere, die durch diese bedrängt und verdrängt werden; sie werden als bloß mundartlich abgetan, müssen verschwinden und sterben und werden als Mumien in den Wörterbüchern eingesargt. So werden norddeutsche Formen auf e wie Backe, Karre, Scherbe, Schürze, Schwade, Zacke, von vielen bei uns als die eigentlich schriftsprachlichen angesehen, unsere Formen aber als bloß der Mundart angehörig gemieden.

Natürlich gibt es manche Formen der landschaftlichen Sprache, die auch bei uns als falsch empfunden werden, so manche Mehrzahlformen (z. B. Wägen, Ärme, Stücker) oder manche Verwendung des Geschlechts (z. B. der Butter, der Waden, die Floh). Aber als schlimme „Fehler“, besonders im mündlichen Sprachgebrauch dürfen diese Eigenheiten nicht angesehen werden. Manche abweichende Geschlechtsform ist ja durch unsere Dichter gleichsam entschuldigt (Schiller: Wie die Trän auf den herben Zwiebel – König ist der Weih).

Was vom Wortschatz gesagt ist, gilt auch bei den Redewendungen. Noch nicht ganz durchgedrungen ist bei uns, daß die Zeitwörter stehen, sitzen, liegen, auch begegnen, nicht mehr mit sein, sondern bloß noch mit haben verbunden werden. Unsere Art ist die ältere (vgl. Lutherbibel: Bin ich nicht täglich gesessen bei euch? – Er war schon drei Tage im Grabe gelegen; Rückert: Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald). Man dürfe nicht mehr sagen: ist auf dem Boden gelegen, sondern bloß: hat am Boden gelegen. Zweifellos entspricht hier „auf“ der Situation besser als „am“. Wer die heimatliche Art für minderwertig hält, der sagt auch nicht mehr, daß er hinauf- oder hinabgehe, sondern er geht nach oben und nach unten oder geht gar hoch (früher ging bei uns bloß hoch, wer in Zorn geriet!).

Auf unserem heimatlichen Boden ist auch die Sprach-

form nicht erwachsen, die zwei reine Infinitive nebeneinander stellt: baden gehen, eins trinken gehen. Sie wird von uns als fremd empfunden; nach unserem Sprachgefühl ist hier ein abhängiger oder ein substantivierter Infinitiv zu benützen: ins Baden, zum Baden gehen, gehen um zu baden. Unserer Weise entspricht es auch nicht, wenn die Grammatik die Steigerungsformen bälde und gerner nicht gestatten will; weshalb sollen diese schlechter sein als früher oder eher und lieber? Norddeutsche Art ist es auch, Vater und Mutter ohne Artikel zu setzen, sie also gleichsam als Eigennamen zu betrachten, für die ja die norddeutsch ausgerichtete Grammatik den Artikel nicht gestattet (wenn wir ihn benützen, werden unschöne Formen wie Muttern, Fritzens, Annen entbehrllich).

Wenn bloß hochsprachliches Gut aus dem norddeutschen Raum übernommen würde, wäre die Sache noch nicht allzuschlimm. Aber es sind vor allem die norddeutsche Umgangssprache und der Jargon der großen Städte, die in unsere Heimatsprache eindringen. Da sind die vielen Wörter mit den unnötigen e, am Ende oder in der Wortfuge bei Zusammensetzungen. Für viele andere seien bloß alleine und vorne genannt. Daß vorn und allein die besseren, als „richtig“ geltenden Formen sind, die andern bloß norddeutsche Umgangssprache, scheinen viele auch bei uns nicht mehr zu wissen. Reinemachefrau (Putzfrau) wird auch bei uns gebraucht, sogar von Amts wegen, und sprachlich unmögliche Bildungen wie Mausefalle und Lausejunge (die Formen Mause und Lause gibt es nach der deutschen Grammatik nicht!) breiten sich auch bei uns aus. Daß die Mehrzahlbildung auf s (die Bengels, Guten Tag, die Damens!) schlecht ist, weiß man bei uns zwar gut; trotzdem macht sie sich breit, weil sie von norddeutschen Schreibern ungehemmt verwendet wird. So wird auch bei uns immer mehr von Jungens gesprochen, und man muß fast froh sein, wenn es wenigstens nicht Jungs (Junks!) lautet. Norddeutscher Gebrauch, der sich auch bei uns so sehr eingenistet hat, daß wir ihn schon fast gar nicht mehr als nicht zu uns passend empfinden, ist die „falsche“ Verwendung von 'rein und 'raus für hinein und hinaus, 'runter und 'rauf für hinunter und hinauf.

Noch seien von unguten Wendungen norddeutsch geprägter Umgangssprachformen die vielen angehängten ja und nicht genannt, die auch bei uns eindringen. Wir empfinden diese schnabelschnelle Art und Weise, die sich leider bei manchen Rundfunksprechern auch im Süden zeigt, als schnoddrig. Und wir geben jenem biederem Tübinger recht, der, als

er gerade seine Pfeife anzündete, von einem norddeutschen Studenten gefragt wurde: Woll'n Se mir auch Feuer geben, ja? ruhig entgegnete: Erst wenn i ja sag.

Wo man also unsere Sprache anfaßt, ob bei der Aussprache, beim Wortschatz, bei der Wortbildung, bei grammatischen Formen, bei Wendungen und Redensarten, überall stößt man auf das Eindringen von Elementen, die z. T. geradezu zu einer Überflutung unserer heimatlichen Sprache führen und ihre Einheitlichkeit und Geschlossenheit stören, da sie aus den in vielem anders gearteten Sprachzusammenhängen Norddeutschlands stammen. Niederdeutsches paßt so wenig in unsere hochdeutsche Sprache, daß Jakob Grimm niederdeutsche Wörter gar nicht in sein großes Wörterbuch aufnehmen wollte. Die Krankheit, die bei uns eindringt, ist nicht in allen Stücken gefährlich; manches davon ist unbedenklich, manches bloß harmlose Kinderkrankheit, die rasch überwunden wird.

Sind nun vielleicht wir im deutschen Südwesten besonders anfällig für diese Krankheit? Sind wir charakterlich besonders schwach und deshalb leicht zu beeinflussen? Zu der oft berufenen schwäbischen Halsstarrigkeit will das nicht ganz passen. Oder fühlen wir uns sprachlich minderwertig, weil bei uns die echte Mundart noch voll lebendig ist? Es wäre jammerschade, wenn die Mundart eine solche Einstellung büßen müßte. Oder ist es bloß ein Nachklang unserer politischen Bedeutungslosigkeit in der Zeit der Kleinstaaterie, daß wir, obwohl innerlich scheltend, so gern übernehmen, was aus dem „großen Vaterland“ kommt? Vielleicht liegt bei alledem etwas von der Ursache unserer Schwäche gegenüber dem norddeutschen Einfluß in der Sprache.

Auf alle Fälle zeigt sich, daß unser Sprachbewußtsein seit dem Hochmittelalter, seit der hohen Zeit der fränkischen und schwäbischen Sprache unsicher geworden und im Rückgang begriffen ist, und das trotz Schiller und Goethe. Der norddeutsche (und mitteldeutsche) Einfluß wirkt schon von der Reformation her (lutherisches e!), wird dann verstärkt durch die sächsischen Grammatiker (Adlung), weiter durch die überragende politische Stellung Preußens und hier besonders durch die Wehrmacht (die zur Artillerie eingezogenen Bauernsöhne lernten, daß die Pferde nicht mehr mit Strängen am Waagscheit, sondern mit Zugtauen am Ortscheit eingespannt wurden, daß sie nicht mit einem Teppich, sondern mit einem Woilach zugedeckt und nicht mit Haber und Häckerling, sondern mit Hafer und Häcksel gefüttert wurden, daß der Kasten Spind heißt usw.). Und nicht zuletzt

auch noch durch den norddeutsch eingestellten Duden, besonders in seinen früheren Auflagen. Alle diese Einflüsse durch lange Zeit hin ließen unsere Heimatsprache in vielen Stücken schrumpfen und verkümmern. Ihre Gestalter und Sprecher wurden unsicher; sie verloren ihr Selbstbewußtsein, so daß sie immer stärker anfällig wurden für die Einflüsse von außen. Vielleicht ist aber die Schwäche Fremden gegenüber nie so stark und so auffällig gewesen wie heute. Sie mag Amerikanischem gegenüber mit der allgemeinen politischen Lage entschuldigt werden; dem norddeutschen Einfluß gegenüber, besonders dem großstädtischen Jargon, aber gibt es kaum eine Entschuldigung.

Nun gibt es allerdings eine Strömung, die in allem Heimatlichen nur Einengung sieht und in der Heimatsprache im besonderen eine Gefahr für das Ganze, der die Pflege der Heimatsprache Streben nach Abkapselung, nach Sondertümelei und gar Separatismus ist. Gewiß mag man einer Mundart vorwerfen, daß sie nicht von allen Deutschen verstanden werde. Damit wird aber ihre Bedeutung sowohl für die Menschen, die die Mundart sprechen als für das Ganze der Sprache nicht beeinträchtigt. Und wenn in der allgemeinen Schriftsprache Landschaftliches von da und dort vorkommt, so wird es dadurch kaum je einmal eintreten, daß ernstliche Mißverständnisse entstehen. Wohl aber erhält unser Deutsch dadurch Farbe und Abwechslung. Die Sprache zeigt so, daß sie in keine Uniform mit Gamaschen und Zopf eingezwängt werden will. Sie zeigt auch, daß die, die sie sprechen, nicht überall gleich sind, daß „hinter dem Berg“ auch noch Leute wohnen, denen gegenüber selbstgerechte Überheblichkeit nicht am Platz ist. Wir möchten es hier mit Gottfried Keller halten, der im „Fähnlein der sieben Aufrechten“ sagt: „Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler.“ Worin aber kann sich die Eigenart besser zeigen als in der Sprache? Es wäre bedauerlich, wenn man an der Sprache nicht mehr erkennen würde, ob einer Hamburger oder Stuttgarter, Rheinländer oder Bayer ist. Es sind oft nur kleine Beigaben aus der Sprache der Heimat, die auf die Heimat hinweisen; aber an diesen sollten wir festhalten, sie gilt es zu schützen. Schutz für die Sprache der Heimat ist Schutz für die Heimat und für unser inneres Wesen, dadurch aber auch Schutz für die ganze deutsche Sprache, denn sie braucht den reichen Vorrat der Landschaftssprachen, wenn sie nicht veröden soll.

Oberschwäbische Singspiele

Von Willi Siegele

Vortrag für die Pfingsttage in Ochsenhausen

Gehalten am 2. Juni 1963

Meine Damen und Herren!

Gönner, Freunde und Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes!

„Oberschwäbisches Theaterleben – jetzt und einst.“ Unter diesem Titel hat uns Herr Professor Bausinger mit dem oberschwäbischen Theater bekannt gemacht, als wir uns Pfingsten 1957 hier trafen. Der Vortrag wurde ergänzt durch Lesungen und Gesangsvorträge aus oberschwäbischen Theaterstücken des 18. und 19. Jahrhunderts. Um weitere Proben davon kennenzulernen, was auf oberschwäbischen Theatern gespielt wurde, sind wir heute hier zusammengekommen.

Bei der Aufstellung unserer Vortragsfolge legten wir uns Beschränkung in sachlicher und zeitlicher Hinsicht auf. Wir bringen nur Proben des Musiktheaters und lassen das Sprechtheater außer Betracht. Wir bringen nur Proben aus Stücken, die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts entstanden sind, in der Zeit, da auch der Raum geschaffen wurde, in dem wir uns hier zusammengefunden haben.

Sie werden hören:

Die Cantate auf die Wahl der Äbtissin von Gutenzell vom Jahr 1776;

den ersten Akt der 1787 entstandenen „Entführung aus dem Serail“ des Biberacher Musikdirektors Justin Heinrich Knecht;

den zweiten Aufzug „Die Erschaffung Evas“ aus Sebastian Sailer's „Schöpfung“ in der Komposition des Weingartener Benediktiners Meingosus Gaele vom Jahr 1796.

Besonderen Dank schulden wir dem hochwürdigsten Herrn Erzabt von Sankt Peter in Salzburg, dem Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen, Herrn Dr. Gebhardt, und Herrn Professor Gerstenberg, dem Direktor des Musikwissenschaftlichen Institutes der Tübinger Universität und des Schwäbischen Landesmusikarchives. Sie haben durch die Überlassung der ihnen anvertrauten Schätze den heutigen Abend überhaupt erst möglich gemacht. Wie schon so oft hat sich Herr Chordirektor Anton Schmid und seine Künstler-schar in dankenswerter Weise in den Dienst der Sache gestellt. Sie widmen ihre Kräfte auch heute der Wiedererweckung von Musik ihrer Heimat und ihrer

Landsleute. Sie werden zusammen mit den Solisten die genannten Stücke zu Gehör bringen.

Ich sage absichtlich: „zu Gehör bringen“; denn Sie werden ja nur die akustische Seite dieser Stücke kennenlernen. In unserer Wiedergabe der Werke fehlt etwa alles Optische, Szenische. Diesen Mangel eingestehen zu müssen, schmerzt um so mehr, da wir uns dessen wohl bewußt sind, wie wichtig die gelungene Realisation eines Kunstwerkes sein kann gegenüber dem Kunstwerk, das seiner bedarf. Wir glauben aber auch, die von uns gewählte Wiedergabe wagen zu dürfen, die uns mögliche Wiedergabe vertreten zu können, besonders in diesem Kreise, der sich zu solchem Tun aufgerufen weiß durch die Worte:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich

[geschlossen sieht.“

Die drei Stücke, die Sie heute abend kennenlernen werden, gehören in das Bereich der Oper, wobei unter Oper verstanden sein will eine wie immer geartete Bühnenhandlung, die entweder ganz oder in wesentlichen Teilen in Musik gesetzt ist.

Oper des achtzehnten – der zweiten Hälfte und des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Was kennen wir davon? Was davon ist heute noch lebendig? Was davon ist im heutigen Opernspielplan noch zu finden? Dem Blick aus der Gegenwart in die Ferne, zurück in die Vergangenheit bieten sich nur die hohen, ragenden Gipfel. Sie tragen die beiden Namen Gluck und Mozart. Sehen wir aber schärfer hin, so zeigt sich uns ein anderes, ein ganz anderes Bild.

Sehen wir uns kurz das Repertoire des Stuttgarter Hoftheaters auf die beiden großen Namen hin an! Nach langem, fruchtlosen Blättern stoßen wir am 25. Dezember 1820 auf Gluck, zu welchem Zeitpunkt erstmals „Iphigenie in Aulis“ erscheint; 36 Jahre später, 1856, folgt „Iphigenie in Tauris“, „Orpheus und Euridike“ gar erst am 13. Juni 1885, volle 123 Jahre nach der Uraufführung am 5. Oktober 1762.

Besser, etwas besser war es in Stuttgart um Mozart bestellt. Christian Friedrich Daniel Schubart wird 1787, nach seiner Entlassung vom Asperg, artistischer

Direktor der deutschen Oper in Stuttgart und bringt hier erstmals am 16. Juli 1790 die „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne. Nach Schubarts Tod am 10. Oktober 1791 wird Johann Rudolf Zumsteeg Leiter der deutschen Musik am Stuttgarter Hoftheater. Mit ihm setzt hier die Mozartpflege ein. 1795 bringt die Wiederaufnahme der „Hochzeit des Figaro“ und erstmals die „Entführung aus dem Serail“ und die „Zauberflöte“. 1796 folgen „Don Giovanni“ und „Cosi fan tutte“, 1803 „Titus“, am 20. Oktober 1805 als Festvorstellung bei Napoleons Besuch in Ludwigsburg. Der noch fehlende „Idomeneo“ schließt 1810 die Reihe.

So viel zu den Erstaufführungen der Mozartschen Opern am Stuttgarter Hoftheater, das damals freilich seine schlimmsten Zeiten durchmachte. Vorbei war seine Glanzzeit, die Ära Jomelli, wo es Jahr für Jahr fast eine halbe Million Gulden verschlang. Am Ende des 18. Jahrhunderts belief sich der Etat des Hoftheaters noch auf ganze 23 000 fl. im Jahr, und die erhielt ein Entrepreneur, an den das Hoftheater am 23. Dezember 1796 verpachtet wurde. Er hatte die Verpflichtung übernommen, im Jahr 150 Vorstellungen zu geben. Das Stuttgarter Hoftheater, das 30 und 40 Jahre zuvor die Blicke der Welt auf sich gezogen hatte, war zu einer Alltagsbühne mit mittleren Leistungen herabgesunken.

Und sein Spielplan. Dafür nur ein kleines Beispiel. Haselmaier, der Pächter, hatte im Sommer 1801 Konkurs gemacht und wurde aus seinem Vertrag, der noch zwei Jahre lief, entlassen. Haselmaier stellte ein Ensemble zusammen, mit dem er im November 1801 in Paris gastierte. Das Repertoire dieses Gastspieles bestand aus sechs Stücken: „Die Entführung aus dem Serail“ – „Das rote Käppchen“ – „Das Neusontagskind“ – „Der Spiegel von Arkadien“ – „Der Tyroler Wastl“ – „Das Sonnenfest der Brahminen“. Mit diesen Stücken wollte Haselmaier den Parisern einen Überblick geben über das damalige Opernschaffen in Deutschland. Wie sehr er mit seiner Auswahl das Richtige getroffen hatte, geht etwa daraus hervor, daß vier der genannten Opern noch nach 1815 auf dem Stuttgarter Spielplan standen. Wir dürfen also Haselmaiers Vortragsfolge als ein repräsentatives Beispiel nehmen für den Stand der deutschen Oper um die Jahrhundertwende.

Das Fazit des bisher Vorgetragenen: das Opernschaffen des ausgehenden 18. Jahrhunderts kennen wir nur ganz wenig, es ist für uns – wenn wir vom Schaffen Glucks und Mozarts absehen – terra incognita. Einige Worte zur Orientierung sind erwünscht und angebracht.

Die Ausführungen der nächsten halben Stunde sollen sich nicht streng und ausschließlich mit unseren Programmstücken als Einzellerscheinungen beschäftigen. Ab und zu soll unser Blick über Schwabens Grenzen hinausschweifen, größere Zusammenhänge zu erfassen suchen, den Tendenzen und Bestrebungen, die draußen sich zeigen, nachgehen – wobei sich zeigen wird, daß kaum eine davon nicht auch bei uns im Lande wirksam gewesen wäre und Spuren hinterlassen hätte, daß Schwaben keineswegs musikalisches Ödland war, daß es auch hier ein musikalisches Erbe zu pflegen und zu erhalten gilt.

1776 war in des Heil. Römischen Reiches Freyem Adelichen Stifte Gutenzell der Stuhl der Äbtissin verwaist, die hochwürdige Frau Maria Alexandra gestorben, Maria Alexandra, die Tochter von Dominikus Zimmermann, der rings um Gutenzell herum den Dominikanerinnen in Mödingen bei Dillingen und in Sießen bei Saulgau, den Karthäusern in Buxheim bei Memmingen ihre Gotteshäuser, den Günzburgern die Liebfrauenkirche und den Prämonstratensern von Schussenried die Wallfahrtskirche in Steinhausen erbaut hatte. 1740 hatte Zimmermann zum letztenmal in dieser Gegend, in Günzburg, gearbeitet, ein Jahr zuvor, 1739, hatte seine Tochter in dieser Gegend, in Gutenzell, der Welt entsagt. Hier war sie 1759 zur Äbtissin gewählt worden und hielt den Stab 17 Jahre lang in fester Hand, hier wurde sie 1776 zur letzten Ruhe in die Gruft gesenkt.

Zu ihrer Nachfolgerin wurde gewählt Maria Justina, Freiin von Erolzheim. Zur Feier dieser Wahl mit den geladenen Gästen ist die Cantate geschrieben, die Sie hören werden. Dem Libretto der Cantate liegt die Ihnen bekannte Geschichte vom Urteil des Paris zugrunde, die der uns unbekannte Librettist für den besonderen Zweck abändert.

Paris beklagt den Tod Alexandras und erhebt die Frage: wer soll nun die neue Regentin sein? Venus, die Göttin der Liebe, fährt ihn an: wozu dieses Fragen und Klagen? – wo doch nur sie allein als Nachfolgerin in Frage kommt! „Durch die Liebe nur allein kann eine Regentin Mutter, Frau und Schwester sein... Und sag ich demnach ohne Scheu, daß der Liebe zum Regieren und zum Stabe vernünftig Führen heut der Vorzug eigen sei.“ Pallas Athene, die Göttin der Weisheit, erwidert: „Was nutzt dieses Prahlen? Ist dann die Klugheit vor allen nicht jederzeit, ohne Streit, bei einer Regentin die notwendigste Eigenschaft gewesen? Gesteh es, du selbst mußt bekennen, daß ohne diese die Liebe

nur Torheit, nur eitles Wesen zu nennen... Wo Klugheit regieret, den Hirtenstab führet, dort bleibt wohl alles auf Felsen gebaut.“ Den Töchtern des Zeus hält Juno, seine Gemahlin, entgegen: „Wer darf sich wohl erfreuen, bei einer guten Regentin der Gerechtigkeit, der Stärke und Mäßigkeit den Vorzug abzusprechen?“ Und nun das in der Gegend von Ulm und Ehingen nachweisbare Sprichwort: „Zu wenig, zu viel, verderbt alle Spiel.“ So kommt es denn, wie es kommen muß: die drei Bewerberinnen geraten in Streit. „Der Apfel, der ist mein – nein, nein, dies kann nicht sein.“ Paris schließt sich an: „Nein, nein, dies kann nicht sein.“ Er verkündet das Urteil: „Der edle Erolz-Stammen hat alle fünf beisammen“ – die von Venus geforderte Liebe, die von Pallas geforderte Klugheit, die von Juno geforderten Gerechtigkeit, Stärke und Mäßigkeit. Justina allein soll Regentin zu Gutenzelle sein. Alle Zwietracht soll sich gänzlich verlieren, Justina soll immerzu glücklich regieren. Ein Schlußchor bittet um Segen für die Wahl und die Gewählte.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Gutenzeller Wahlkantate steht wohl jenes Stück, von dem Herr Professor Bausinger berichtete: 1789 wird Abt Romuald hier in Ochsenhausen von den „*musis domesticis*“ ein goldener Apfel zum Namensfest überreicht. In dem in lateinischer Sprache abgefaßten Spiel soll Paris der Schönsten den Apfel reichen. Merkur aber vertritt die Ansicht, der Preis stehe dem weiblichen Geschlecht überhaupt nicht zu, und gibt ihn Abt Romuald, in dem sich Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Milde verbinden, die Eigenschaften, die die Benediktinerregel von einem Abt verlangt.

In der Cantate zur Wahl der Äbtissin in Gutenzell werden gegen Schluß zwei der Anwesenden persönlich angesprochen: die neugewählte Äbtissin und Abt Coelestin von Kaisheim. Ihm, dem geistlichen Herrn über Gutenzell, müssen wir einige Worte widmen, einem der vielen schwäbischen Prälaten und nicht dem Geringsten unter ihnen, einer Persönlichkeit von ganz besonderer Art. Nach des „Schwäbischen Kreises Staats- und Adreßbuch“ war sein Titel: „Der hochwürdige, des heil. röm. Reiches Prälat und Herr des unmittelbaren freien Reichsstiftes und Gotteshauses Kaisersheim, dann der dahin einverleibten Abtei zu Pillenhofen regierender Abt und Herr, ihrer röm. kaiserlichen Majestät *consiliarius natus* et *sacellanus haereditarius* – kaiserlicher Rat und Erbkaplan – wie auch des hlg. und exemten Ordens von Zisterz durch Schwaben und Tirol *Vicarius* und *Visitator generalis* mit der Oberaufsicht im Geistlichen

in dem seiner Visitation unterstehenden Reichskloster Gutenzell sowie der Frauenklöster Zisterzienserordens zu Lauingen, zu Oberschönefeld, zu Niederschönefeld und zu Kirchheim im Ries.“ Ein hoher geistlicher Würdenträger, der Sohn eines Lebzeltermeysters aus Augsburg, Kunst und Wissenschaft gegenüber aufgeschlossen, mit offener Hand und viel Verständnis für Künstler und Gelehrte.

Vater Leopold Mozart, wie Abt Coelestin Angersprugger ein Sohn der freien Reichsstadt Augsburg, legte großen Wert darauf, daß Wolfgang auf der Reise mit der Mutter nach Paris dem Prälaten von Kaisheim seine Aufwartung mache, und ermahnt ihn zweimal, am 12. und gleich wieder am 15. Oktober 1777, das ja zu tun. „Dort habt ihr den Vorteil, der nicht klein ist, daß ihr für Kost und Trunk etc. nichts bezahlen dürft, dann die WirtsConto reißen auch in den Beutl.“

Wolfgang hat den Abstecher nach Kaisheim nicht gemacht. Auf der Rückreise von Paris, wo er die Mutter in Frankreichs Boden zurücklassen mußte, fand er in Straßburg einen Brief vom 1. Oktober 1778 vor, in dem der Vater wieder darauf dringt, doch nach Kaisheim zu fahren. Dieser erneuten Mahnung hätte es nicht bedurft. Wolfgang schreibt am 3. Dezember 1778 aus Mannheim an seinen Vater: „Künftigen Mittwoch reise ich ab, wissen Sie wohl, mit was für Gelegenheit? – mit den H: Reichsprälaten von Kaysersheim; – als ihn ein guter Freund von mir gesprochen – so konnte er mich gleich vom Namen aus; – und zeigte viel Vergnügen, mich zum Reis-Compagnon zu haben.“ Und am 18. Dezember aus Kaisheim: „Sonntags den 13:ten bin ich Gott Lob und Dank glücklich mit der schönsten Gelegenheit von der Welt hier angelangt... Daß der H: Prälat ein recht liebenswürdiger Mann ist, wissen Sie; – daß ich mich aber unter die Classe seiner Favoriten zählen darf, wissen Sie nicht.“ Wolfgang Mozart versprach sich von Abt Coelestin und seiner Gunst nicht allzu viel. Er meint zum Vater: „Es wird mich aber weder in Glück noch Unglück bringen.“ Damit sollte er recht behalten.

Abt Coelestin in Mannheim, am Zusammenfluß von Neckar und Rhein, weitab von seinem Kloster Kaisheim, das in der Nähe des Zusammenflusses von Donau und Lech liegt, anzutreffen, darf und braucht uns nicht groß wunderzunehmen. Gemeinsame wissenschaftliche und künstlerische Interessen hatten den geistlichen Herrn mit dem weltlichen Herrn, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz hier zusammengeführt. Abt Coelestin war Mitglied der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften zu Mannheim,

hatte von Karl Theodor den Charakter eines kurpfälzischen wirklichen Geheimrats erhalten, war Großalmosenier des von der Kurfürstin gestifteten Sankt-Elisabethen-Ordens.

Der Kurfürst, einer der weitblickenden Kunstmäzene jener Zeit, fühlte sich im Kreise der Künstler und Gelehrten wohler als bei diplomatischen Verhandlungen und Erörterungen der Landesverwaltung. Vor allem hatte er seit 1770 seine Kräfte auf die Schaffung einer deutschen Nationaloper im Gegensatz zur „opera seria“ der Italiener und zur „tragédie lyrique“ der Franzosen gerichtet. „Wir könnten eine so gute Oper haben wie die Italiener und Franzosen, wenn tüchtige Dichter wirkliche musikalische Dramen schreiben wollten.“ Einem Klopstock, Lessing und Herder, die sich mit den Möglichkeiten eines deutschen Musikdramas beschäftigten, lief Wieland den Rang ab. Er vertrat die Anschauung: Die Musik ist nicht mehr die bevorzugte Herrscherin in der Oper. Sie muß aus den Intentionen der Dichtung gestaltet sein; sie weiß zu schweigen, wo der Dichter allein reden muß, aber wo jener an den Grenzen seiner Kunst, da eilt sie – die Musik – ihr mit ihrer ganzen Allmacht zu Hilfe. Wieland realisierte seine Ideen in einem Libretto „Alceste“ und fand in Anton Schweitzer, der bei der Seilerschen Schauspieltruppe in Weimar tätig war, den Mann, der die Musik schrieb, die ihm vorschwebte. Die fünf Akte dieser „Alceste“ gingen am 28. Mai 1773 in Weimar über die Bretter. Die erste deutsche Nationaloper war ein durchschlagender Erfolg. Sie wurde innerhalb zweier Jahre vierundzwanzigmal wiederholt.

Weimars Musikleben erlitt durch den Schloß- und Theaterbrand vom Mai 1774 eine empfindliche Störung. So übernahm Mannheim die Spitze der nationalen deutschen Opernbewegung. Für Mannheim entstand dann auch aus der Zusammenarbeit von Wieland und Schweitzer die Oper „Rosamunde“. Dabei greift Wieland sogar in die musikalische Gestaltung ein, wenn Schweitzer sich durch deutsche Vorurteile zu unsingbaren, übertriebenen und unharmonischen Sätzen verleiten läßt und in die Gefahr gerät, hin und wieder barock und unverständlich zu werden. Ähnliche Ratschläge gibt Wieland auch seinem Landsmann Justin Heinrich Knecht, als sich dieser an die Komposition von Gesängen aus Wielands „Oberon“ macht.

Der Versuch, eine deutsche Nationaloper zu schaffen, blieb in seinen Anfängen stecken. Wirkung in die Zukunft war dagegen der ebenfalls auf deutschem Boden gewachsenen romantischen Oper beschieden, heißt doch Richard Wagner „romantische Oper“ den

„Fliegenden Holländer“, den „Tannhäuser“ und noch den „Lohengrin“. Daß hier in Oberschwaben Justin Heinrich Knecht schon 1807 – ein Jahrzehnt vor E. T. A. Hoffmanns „Undine“ und anderthalb Jahrzehnte vor Webers „Freischütz“ – auf das Titelblatt seiner Oper „Die Äolsharfe“ die Worte setzte: „Romantische Oper in vier Akten“, das hat sich bis heute noch nicht herumgesprochen.

Wir kehren zurück zu Abt Coelestin, der 1776 nach Gutenzell gekommen war, um mit den Zisterzienserinnen, deren geistlicher Herr er als Generalvisitor des Ordens war, und mit den geladenen Gästen die Wahl der Äbtissin festlich zu begehen. Ihm, dem Freunde der Künste, dem Kenner der Musik, mußte man etwas Besonderes bieten. Diesem Bemühen verdanken wir die Wahlkantate, deren Komponist uns ebensowenig wie der Librettist bekannt ist: das Musterstück einer italienischen Oper, zumindest einer veritablen Opernszene.

Alles, was man von einer italienischen Oper verlangt, finden wir hier in einer sehr gelungenen Art und Weise. Die Handlung wird in deklamatorischen Rezi-tativen vorangetrieben. Der gestaute Strom der Erfindung ergießt sich in Arien von typischer Da-capo-Form, in denen auch einmal die Koloratur die melodische Erfindung überwuchert, wenn nur der virtuose Ehrgeiz Befriedigung findet, die schöne Stimme sich entfalten kann. Zum Schluß finden sich die Darsteller zu lebhaftem dramatischen Wirken zusammen. Der Schlußchor unserer Cantate entspricht ganz dem Schema der italienischen Oper, die vielfach in der „licenza“ endet, einem Schlußbild, einem offenen Huldigungsakt, hier mit den Worten:

„Beede regierende Häupter allzeit,
halte sie b'ständig mit Wohlfahrt erfreut,
lasse nun ferners dein Segen genießen
Gutenzell, Kaisersheim – ewige Jahr.“

Damit verlassen wir die Oper der höfisch-aristokratischen Kreise und wenden uns der Oper zu, an der sich städtisch-bürgerliche Kreise erfreuten. Wie berechtigt diese Unterscheidung nach soziologischen Gesichtspunkten ist, soll Ihnen das Regulativ der Stuttgarter Hofoper von 1752 und 1759 zeigen. Zutritt hatten Damen, Kavaliere, Offiziere und Honoratioren von dem Hof, der Kanzlei und der Stadt. Alle übrigen sollten sofort von den Wachen abgewiesen werden. Für diese „reputierlichen Personen“ war eine strenge Sitzordnung vorgeschrieben: im Parterre Kavaliere und Offiziere, im I. Rang die Damen vom Hofe, im II. Rang Beamte, Beamtenfrauen und Offiziersfrauen, auf der Galerie dem Rang nach gestuft: Magistratspersonen, Bauoffizianten, Küchen- und

Kelleroffizianten, Silberkammerlinge, Artisten je mit Frauen, Frauen der Kammermusiker, die Komödianten und Komödiantinnen, falls sie nicht agierten, die Hoffouriere, Kammerlakaien, Kanzlisten usw. usw. in strenger Ordnung nach Rang und Würde. Dies, und nur dies waren in Stuttgart die höfisch-aristokratischen Kreise, von denen wir oben sprachen.

Wer aber „bespielte“ die bürgerlich-handwerklichen Kreise in Stadt und Land? Ex professo eine große Zahl reisender Schauspielergesellschaften, Ihnen allen aus der Schilderung in Goethes „Wilhelm Meister“ bekannt, benannt nach ihrem Chef oder Prinzipal, der Neuberin etwa oder Schikaneder. Per diletto spielten Theater da und dort bürgerliche Komödiantengesellschaften, Ihnen allen bekannt die 1686 in Biberach gegründete, oder die bürgerliche dramatische Gesellschaft im benachbarten Gutenzell, zu der sich in der Mehrzahl Handwerksleute zusammengetan hatten, die auf der Wanderschaft das Theater kennengelernt und am Theaterspielen Gefallen gefunden hatten. Nur an Musik fehlte es. Aber unter den Schauspielern befanden sich auch einige Musiker, und andere warfen sich mit solchem Eifer auf Erlernung der fehlenden Instrumente, daß nach kurzer Zeit auch ein erträgliches Orchester aus eigenen Kräften hergestellt war – berichtet unser Gewährsmann. Hier wäre auch zu erwähnen der Ulmer Stadtsoldat Weyermann und später dessen Sohn, ein Schuhmacher, die mit Familienangehörigen und Freunden das als „Ulmer Dockenkomödie“ bekannte Marionettentheater betrieben, ein Unternehmen, das als „Zahnsche Dockenkomödie“ noch in unser Jahrhundert hereingeht.

Wir sprechen vom Gegensatz höfisch-aristokratisch und städtisch-bürgerlich. Machen wir uns diesen Gegensatz klar, wie er uns entgegentritt im Wesen der Oper und in den Akteuren, nachdem wir das andersartige Publikum kennenlernten. Am Hof dient das Theater vor allem der Repräsentation, dann auch der Unterhaltung, in bürgerlichen Kreisen nur noch der Unterhaltung. Dort ist das Theater Staatsunternehmen, hier Privatbetrieb. Dort sind die Akteure Hofbeamte, in besonderer Ausbildung Könner ihres Faches, während kaum eine der privaten Gesellschaften über ausgebildete Sänger und Sängerinnen verfügte. Ihre Rolle übernahmen recht und schlecht die Schauspieler, und auf den Brettern wirkten, wenn Not am Mann war, Orchestermitglieder und technisches Bühnenpersonal mit.

So nimmt es nicht wunder, wenn auch hier der Spielplan ein anderer war als dort. Für den Hof Herzog Carl Eugens schrieb Jomelli Opern mit den Titeln:

„Fetonte“ – „Enea nel Lazio“ – „L'Olimpiade“ – „Semiramide riconosciuta“ – „Didone abbandonata“. Die höfische Oper nahm ihren Stoff aus der Bibel und der Antike, aus der Geschichte. Zum vollen Verständnis des Geschehens auf den Brettern mußte man Bescheid wissen um Götter und Helden des klassischen Altertums, man mußte wissen, was in Ovids „Metamorphosen“ steht. Für die bürgerliche Komödiantengesellschaft in Biberach aber komponierte Justin Heinrich Knecht: „Die Liebe auf dem Lande“ – „Die treuen Köhler“ – „Der Erntekranz“ – „Der lahme Husar“ – „Der Kohlenbrenner“ – „Der Schulz im Dorf“. Eine ganz andere Stoffwelt: das Bauern- und Handwerkerstück, das Dorfidyll und das Märchen. Hier agieren Bauern und kleine Leute, Scherenschleifer und Mausfallenhändler, Nachtwächter und Schornsteinfeger, Soldaten und Zimmermädchen, nicht zu vergessen der Hanswurst. Sie herrschen hier, und ihre Welt bleibt selbst dort noch lebendig, wo sich die Phantasie aus dem Alltag flüchtet ins Märchen, in ferne Zeiten, fremde Räume.

Das Bürgertum fordert sein Recht, seinen Anteil an der Oper, am gesungenen Theater, oder: wie einmal gesagt wurde – aus der Tiefe des Volkes grollte das Verlangen nach einer musikalischen Kost empor, die ihm mundete, die ihm entsprach. Die Ideen der Enzyklopädisten, der geistigen Vorkämpfer der großen Revolution, die in den von uns betrachteten Zeitraum fällt, die Ideen der Aufklärung, des Sturm und Drang machen sich bemerkbar und wirken sich auch auf dem Gebiet der Oper aus. Die bürgerliche Oper schuf sich in musikalisch-stilistischer Hinsicht ihre eigene Form: Operette, komische Oper, Singspiel.

In einem musikalischen Lexikon vom Jahr 1802 lesen wir unter „Operette“: „Dieses Wort wurde ehemals bis ohngefähr gegen die Mitte des verwichenen Jahrhunderts zur Bezeichnung solcher ernsthaften Opern gebraucht, die zwar durchaus gesungen wurden, bei welchen aber der Dichter den gewählten Stoff nicht so weitläufig ausführte, wie bei einer gewöhnlichen Oper. In der Folge ging dieser Name unvermerkt auf die komische Oper über, in welcher bloß kleine Arien und Lieder enthalten waren, die zwischen den Dialog eingestreuet wurden.“ Ein solches Werk bezeichnet man auch als Singspiel. Im Singspiel durchkreuzen sich verschiedene Operntypen, musikalische und musikdramatische, ideelle und materielle, künstlerische und außerkünstlerische Bestrebungen in mannigfacher Weise.

1728 ist das Geburtsjahr des Singspiels. Damals ging in London die „Bettleroper“, „The Beggar's Opera“, über die Bretter. John Christopher Pepusch hatte die

69 Nummern dieser „Opera“ zusammengestellt: 28 englische, 15 irische, 5 schottische und 3 französische Volkslieder – volkstümliche Weisen, „ballad tunes“ –, wovon das Ganze auch den Namen „Balladen-Oper“ erhielt, dazu Bruchstücke aus Werken von Purcell, Händel, Geminiani, Frescobaldi. Pepuschs eigener Beitrag war die Ouvertüre, ein einziger Song und die Idee. Als „The Beggar's Opera“ auf dem Kontinent erschien, war das Publikum begeistert. Die Prinzipale der wandernden Schauspieltruppen sahen in der Verbindung von Komödie und Gesang, je länger, je mehr, ihre große Chance. Die Geburtsstunde des nord- und mitteldeutschen Singspiels hatte geschlagen. Singspiele, zu denen Lessings Freund Christian Felix Weiße das Libretto, Standfuß, der Geiger der Kochschen Wandertruppe, und Johann Adam Hiller die Lieder beisteuerten, waren im Repertoire etwa auch der Schikanederschen Truppe. Sie machte das norddeutsche Singspiel auch bei uns, bei ihren Gastspielen in Augsburg, Ulm und Memmingen bekannt. Eines der ersten norddeutschen Singspiele, Schieblers „Lisuart und Dariole“, wurde sogar auf der Ulmer Dockenkomödie aufgeführt.

Nach dem Siebenjährigen Krieg macht sich im nord- und mitteldeutschen Singspiel der Einfluß der französischen „opéra comique“ bemerkbar. In den Pariser Vorstadttheatern, den Jahrmarktstheatern von Saint Laurent und Saint Germain wurden – wie in der italienischen Stegreifkomödie – Possen unter Anspielung auf Tagesereignisse gespielt, denen allgemein bekannte, volkstümliche Gesänge, sogenannte Vaudevilles eingefügt waren. Die „Comédie en vaudeville“, die Textbücher dieser „Comédies mêlées d'ariettes“, mit den Noten zu den Arien eines Philidor, Monsigny, Gossec, Grétry, brachten die oberschwäbischen Prämonstratenser von ihren Reisen zu den Generalkapiteln aus Paris mit in unsere Gegend. Jean Jacques Rousseau griff nicht nur als Theoretiker mit seiner „Lettre sur la musique française“ vom Jahr 1753 in die Entwicklung ein. Der komponierende Philosoph hat in seinem „Devin du village“ vom Jahr 1752 in beträchtlichem Maße von Chanson und Vaudeville Gebrauch gemacht.

Mit Rousseau in unmittelbarer Verbindung stand Christoph Rheineck, der Ochsenwirt von Memmingen. Er war nach französischer Kaufmannslehre und einem Aufenthalt in Lyon, wo die von ihm komponierte Oper aufgeführt wurde, in seine Heimatstadt zurückgekehrt. Kein Geringerer als Rousseau war auf Rheineck aufmerksam geworden, nahm die Verbindung mit Rheineck auf und wollte Rheinecks Oper in Paris zur Aufführung verhelfen.

Im „Weißen Ochsen“ in Memmingen verkehrte auch Schikaneder während seines Gastspiels im Oktober und November 1786. Hier lernte er Rheinecks eben entstandenes „Lied eines Vogelstellers“ kennen, das heutigen Tages noch in jeder Aufführung von Mozarts „Zauberflöte“ Papageno auf den Text „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich“ singt. Am 1. Oktober 1780 führt Schikaneder in Salzburg ein von ihm verfaßtes Lustspiel auf, „Das Regensburger Schiff“. Im Textbuch steht vor dem letzten Akt zu lesen: „Vor Anfang des Aufzugs geht eine Symphonie, welche das Donnerwetter verkündigt. Im zweiten Teil hört man den Donner rollen; unter dem größten Sturm, Blitze und Windgeheule eröffnet sich das Theater.“ Sollte Schikaneder, der als schlauer Praktiker verwendete, was ihm für seine Zwecke geeignet erschien, Justin Heinrich Knechts Natur-Symphonie in die Hände gefallen sein?

Unabhängig vom norddeutschen Singspiel entwickelt sich das bürgerliche Theater in Wien, das in der italienischen Stegreifkomödie wurzelt, wie sie in Neapel und Venedig zu Hause war. Den hier heimischen Arlequino hatte Joseph Anton Stranitzki 1711 nach Wien gebracht, wo er unter Felix Kurz, dem Bernardon, der von Stranitzki das Volkstheater, die „Teutsche Comedie“, übernommen hatte, als Hanswurst zur Hauptperson der Wiener Komödie wurde. Für Kurz war um die Jahrhundertmitte kein Geringerer als Joseph Haydn als Komponist tätig.

Als das norddeutsche Singspiel auch in Wien Boden zu fassen suchte, da trat der Gegensatz, die Andersartigkeit von norddeutschem und süddeutschem Singspiel klar zutage. Die Kaiserstadt lehnte den Eindringling ab. Den Unterschied faßt ein Kenner in die Worte: „Tritt man nach langer Beschäftigung mit den norddeutschen Komponisten an die Werke der Österreicher – und seien es auch nur die kleineren Meister –, so geht es einem ähnlich, wie wenn man in einer Bildergalerie aus den Sälen der alten deutschen Künstler in die italienische Abteilung kommt: man ist überrascht von dem farbenfrohen, sinnlich-warmen Wesen und freut sich all dieser Schönheit, ohne zunächst ängstlich zu prüfen, ob sich nicht auch mancherlei Oberflächlichkeit und Routine darunter verbirgt.“

Die Wiener Teutsche Comedie strahlte auch in unsere Gegend aus. Die Ulmer Dockenkomödie pflegte das Wiener Repertoire, und die Hauptperson der Ulmer Marionettenbühne war, wie in Wien, der Hanswurst, der in Ulm die gleichen Lieder singt wie in Wien, wenn er sich etwa im Duett mit seiner Gretel streitet:

Er: Wie lieblich bist du doch, mein Leben –

Sie: Wie grauslich kommst du mir doch für –
 Er: Was mich ergötzt, bist du alleine –
 Sie: Du bist es, der mir Ekel macht –
 Er: Das Herz hält, was der Mund verspricht –
 Sie: Fort, fort mit dir, ich mag dich nicht –

und so weiter, und so weiter bis zum guten Ende:

Er: Gretel, du mein einziges Leben,
 Du schön fettes Gansel –
 Sie: Laß dir halt ein Busserl geben,
 Zuckersüßer Hansel –
 Beide zusammen: Ei jo, lieb mich nur ganz allein,
 Du sollst mein eigen sein.

Dazu spielte der Ulmer Musikus und Tanzmeister Joseph Anton Mayer die Melodie, seine Tochter Anna Regina eine zweite Stimme auf der Geige.

Die Wiener Teutsche Comedie erlebte ihre große Zeit, als Kaiser Joseph 1778 als Seitenstück zum Nationaltheater ein Nationalsingspiel nächst der Burg privilegierte. Nach zehnjähriger kaiserlicher Huld wurde das Nationalsingspiel aufgelöst. Die Teutsche Comedie lebte fröhlich weiter dort, von wo sie gekommen war, in den Vorstadttheatern, dem Theater auf der Wieden, dem Leopoldstädter Theater.

Der große Tag in der Geschichte des Nationalsingspiels ist der 16. Juli 1782, das große Ereignis die Uraufführung von Mozarts „Entführung aus dem Serail“, die am Burgtheater in den folgenden fünf Jahren noch vierunddreißigmal über die Bretter ging. „Die Entführung aus dem Serail“ – dieses echte Schwabenkind. Ja, Sie haben richtig gehört: dieses echte Schwabenkind; nicht etwa, weil Mozart von Vaterseite Schwabe war oder weil Justin Heinrich Knecht, in dessen Komposition Sie nachher den ersten Akt hören, von schwäbischen Eltern stammte. Nein: ein echtes Schwabenkind, weil seine Wiege in Ludwigsburg stand, wo es unter dem Namen „La schiava liberata“ das Licht der Welt erblickte, ein Libretto des herzoglich württembergischen Hofpoeten Gaetano Martinelli, der Text für Niccolò Jomellis „opera semiseria“, die erstmals am 18. Dezember 1768 aufgeführt wurde.

Die „Schiava liberata“ handelt von der Befreiung einer mit ihrem Stammesgenossen Don Garcia verlobten Abendländerin Dorimene und ihrer Zofe Giulietta aus den Händen des nach ihrem Besitz lüsternen Türken Selim. Dem Martinellischen Text gab Joseph Schuster ein neues musikalisches Gewand, in dem die „Schiava liberata“ 1777 in Dresden aufgeführt wurde. Hier lernte sie der Leipziger Kaufmann und Bühnenschriftsteller Christoph Friedrich Bretzner kennen und schuf darnach das in deutscher Sprache gehaltene Libretto, dem er den Titel „Die

Entführung aus dem Serail“ gab. Bretzner schließt sich eng an Martinelli an. Jede Person der „Entführung“ hat ihr Pendant in der „Schiava liberata“. Zahlreiche Szenen der einen sind mit Szenen der anderen nahe verwandt. Stellenweise liest sich die eine wie eine Übersetzung der anderen, etwa Martinellis

„per li capelli lo prenderei
 con le mie mani lo graffierei
 nè mai contento
 di strappazzarlo
 di maltrattarlo
 di bastonarlo
 di fracassarlo
 farei che in polvere volasse ancor“ –

und Bretzners

„erst geköpft, dann gehangen,
 dann gespießt auf heiße Stangen,
 dann verbrannt, dann gebunden
 und getaucht, zuletzt geschunden.“

Den Bretznerschen Text hat Johann André komponiert. Dieses Werk wurde am 25. Mai 1781 in Berlin unter dem Titel „Belmont und Constanze“ aufgeführt. Schließlich überarbeitete den Bretznerschen Text der Schauspieler und Hausautor der kaiserlichen Bühnen in Wien, Gottlieb Stephanie der Jüngere, und diese Überarbeitung legte dann Mozart 1782 seiner „Entführung“ zugrunde.

Doch damit nicht genug. Auf Stephanies Text komponierte auch der Stuttgarter Christian Ludwig Dieter seine Oper „Belmont und Constanze oder die Entführung aus dem Serail“, die in Stuttgart erstmals am 27. August 1784 über die Bretter ging. Sie hielt sich hier zusammen mit einer weiteren Bearbeitung des Stoffes in Form eines Ballettes, zu dem die Musik der Stuttgarter Ballettkomponist Florian Deller schrieb. Am 19. Mai 1795 mußten dann in Stuttgart Dieter und Deller für Mozart das Feld frei machen.

Das sind die verschlungenen Wege der „Entführung“, auf denen sie schließlich auch noch nach Biberach kam, wo die Knechtsche Komposition 1787 fünf, 1788 zwei und 1798 noch einmal drei Aufführungen erlebte. Sie hören den ersten Akt der Knechtschen Komposition, wobei wir die Auftritte der Constanze weglassen, so daß Belmonte, Pedrillo und Osmine, ihr Streit um das Eindringen in das Serail die Szene beherrschen, die dann mit dem Auftritt des Bassa Selim schließt. Von Knechts Komposition ist nur noch ein handgeschriebener Klavierauszug vorhanden, der unsere Wiedergabe bestimmt. Sie müssen hier also auf das Orchester verzichten. Sie hören den Akt so, wie er bei einer Probe Knechts mit den Solisten geklungen haben mag.

Der „Entführung“ Justin Heinrich Knechts schließt sich als weiteres Beispiel des süddeutschen Singspiels der zweite Akt von Sebastian Sailers „Schöpfung“, „Evas Erschaffung“ in der Komposition des Weingartener Benediktiners Meingosus Gaelle vom Jahr 1796 an. Über Sebastian Sailers „Schöpfung“ in diesem Kreise etwas zu sagen, hieße Wasser in den Bodensee tragen, wenn auch das letzte Wort über das Werk noch keineswegs gesprochen ist. Ein energisches Wort des Widerspruchs kann aber heute schon und hier nicht unterdrückt werden, nachdem uns dieser Tage Sailers „Schöpfung“ als „Kirmesulk“ präsentiert wird.

Der Komponist unserer Probe ist Meingosus Gaelle, ein Bauernkind aus der Tettlinger Gegend. Bei den Benediktinern in Weingarten groß geworden, studierte er in Salzburg, wo er seine Kenntnisse in der Tonkunst bei Michael Haydn, dem Organisten der

Salzburger Benediktiner erweiterte, in den gleichen Jahren, als Mozart bei Michael Haydn ein- und ausging. Das Urteil über Gaelles Komposition überlasse ich Ihnen, wo ein Schwabe zu Schwaben spricht.

Ich schließe meine Ausführungen, danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und leite über zu den künstlerischen Darbietungen mit Worten des Prologes, der vor hundert Jahren, am 15. Mai 1859, gesprochen wurde, als der „Dramatische Verein“ in Biberach seine erste Vorstellung im neu erbauten Stadttheater gab:

„Was vor zweihundert Jahren ward begonnen,
Es sollte nicht mit uns zu Grabe gehen.
Zu neuem Werke ist die Kraft gewonnen,
Die alte Kunst soll freudig auferstehen.“

– Der Vorhang – auf! –
– und: Viel Vergnügen. –

Willi Siegele in memoriam

(4. 2. 1894 – 23. 3. 1964)

In der Zeitschrift „Der Schwäbische Bund“ trug sich in den Jahren 1920 und 1921 eine ergötzliche Zwiesprache zu. „Gibt es eine schwäbische Musik?“ fragte 1920 Hermann Keller. Die „überraschende und etwas blamable Tatsache, daß es eine musikalische Vergangenheit Schwabens gar nicht gibt“ und „in der hohen Musik unseren Dichtern Schiller, Uhland, Kerner, Mörike noch kein Ebenbürtiger erstanden ist“, ließ sich nach Erkenntnis des Verfassers nicht leugnen. „Gibt es eine schwäbische Musik?“ lautete auch die Entgegnung von Willi Siegele im Jahrgang 1921. Wer Willi Siegele kennenlernen will, muß diesen „Versuch einer Richtigstellung“ lesen. Was für ein Gegensatz zu den üblichen „Richtigstellungen“ – und welche Freiheit von sich selbst – wird sichtbar, wenn der erstaunte Leser gewahrt, daß sich Willi Siegele dabei humorvoll auf die Seite Kellers gegen Schubart (lies: Siegele selbst) stellt, den er auftreten, wider Keller sprechen und mit dem fürchterlichen Fluch: „Elender Wortklauber, daß dich der Teufel hole!“ entschwinden läßt. Welches echt schwäbische dialektische Balance-Kunststück erlebt damit der Leser! Und wie feinfühlig, gleichsam entschuldigend, weist Willi Siegele im Schlußsatz auf das hin, was ihm eine Antwort „d'r Wert“ erscheinen ließ, die Worte nämlich von der „überraschenden und etwas blamablen Tatsache“. Hermann Keller antwortete in einem „Epilog“ gleichen Stils (mit dem Motto „Quasi Recitativo, ma in tempo“). Sachlich wird der heutige Betrachter Hermann Keller

gewiß darin recht geben, daß der Schwabe die ihm gemäße künstlerische Form in der Dichtung (und der bildenden Kunst) gefunden hat und schwäbische Musik nicht die Qualität der Werke der Dichtung (und der bildenden) Kunst erreichte. Er wird aber Willi Siegele zustimmen, wenn er Kellers rhetorisch überspitzter Formulierung, es gebe keine musikalische Vergangenheit Schwabens, Tatsachen entgegenhält, die auf ein entwickeltes musikalisches Leben in Schwaben – vornehmlich natürlich außerhalb Altwürttembergs – hinweisen (Willi Siegele entgeht als Ulmer dem Irrtum der Verwechslung des Schwäbischen mit dem Altwürttembergischen!). Diese Hinweise hat Willi Siegele später mit Beweisen unterbaut. Es handelte also Walter Supper richtig, als er ihm bei der vom Schwäbischen Heimatbund veranstalteten „Oberschwäbischen Barock-, Orgel- und Musiktagung“ in Ochsenhausen im Jahre 1951 das Hauptreferat übertrug. Walther Genzmer berichtete darüber in der „Schwäbischen Heimat“ 1951, S. 210–211. Willi Siegele wird mit dem abschließenden Satz zufrieden gewesen sein: „So wurde, überraschend für viele, gezeigt, daß in den oberschwäbischen Klöstern, die von den bildenden Künsten so überschwänglich reich bedacht waren, auch gediegene, wertvolle Musik geschaffen und gepflegt wurde“, Hermann Keller aber wird mit der Fortsetzung einverstanden gewesen sein: „wobei freilich gesagt werden muß, daß sich diese nirgends in die Höhen des Genialen erhebt.“

Zäh, eigenwillig, aufmerksam ging Willi Siegele seinen Weg. Es war keine laute Straße, die er beschritt, sondern eher ein stiller Feldweg, zu dessen Seiten sich dem allezeit Findigen viele Schönheiten offenbarten. Erst 1941/42 brachte er zum ersten Male vor einem größeren, geladenen Kreis Musik aus seiner Sammlung zu Gehör, wozu er eine Einleitung sprach. Diese Veranstaltung wurde kurz darauf auf Veranlassung von Professor Leonhardt im Musikgeschichtlichen Institut der Universität Tübingen als öffentliches Konzert wiederholt. Kurz nach dem Krieg war es Gustav Wirsching, der in einem kleinen wiederhergestellten Saal der alten Liederhalle eine Vormittagsmusik mit Werken schwäbischer Meister „nach Willi Siegele“ gab. 1952 bestritt G. Wirsching mit seinem Singkreis eine Weihnachtsmusik ausschließlich mit Werken schwäbischer Meister, teils aus der Sammlung Siegele, teils aus den Chorbüchern der Württ. Landesbibliothek, die der Sohn Ulrich Siegele übertragen hatte. 1953/54 brachte der Süddeutsche Rundfunk einen ganzjährigen Zyklus „Vergessene schwäbische Musik“ mit Werken aus der Sammlung Siegele. Bei den Kirchenmusiktagen 1963 in Stuttgart führte August Langenbeck Musik von Stuttgarter Hof- und von Stiftsmusikern auf, die zu einem großen Teil aus derselben Sammlung stammten.

So war Willi Siegele berufen, mit dem Schwäbischen Heimatbund zusammenzuarbeiten, dessen Satzung in § 2 im Rahmen einer umfassenden, vielseitigen und ganzheitlichen Heimatpflege auch die Pflege einheimischer schwäbischer Musik vorsieht. Daß der Schwäbische Heimatbund gerade auf diesem Teilgebiet der Heimatpflege Beachtliches im Sinne einer qualitätvollen „musikalischen Denkmalpflege“ leistete, verdankt er ausschließlich Willi Siegele. Die Pfingsttage in Ochsenhausen boten eine gute Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Gedanken. Bei den „Oberschwäbischen Tagen“ des Jahres 1952 konnten die Nummern eines großen Kirchenkonzertes mit Stücken aus der Sammlung Siegele bestritten werden (vgl. „Schwäbische Heimat“ 1952, S. 242–243). 1955 folgte eine „Musikalische Aufführung“ in Form einer musikalischen Akademie des 18. Jahrhunderts mit Darbietungen oberschwäbischer Instrumental- und Vokalmusik des Barocks (vgl. „Schwäbische Heimat“ 1955, S. 158); auch für das Programm einer in Zusammenhang der Pfingsttage dieses Jahres gebotenen Geistlichen Musik zeichnete Willi Siegele verantwortlich. Weltliche Barockmusik, wie sie aus verschiedenen festlichen Anlässen in Oberschwaben geboten wurde, hörte man Pfingsten 1960 (vgl. „Schwäbische Heimat“ 1960, S. 152 ff.); ein Kirchenkonzert in Gutenzell brachte zum ersten Mal die Messe in d-Moll von Isfried Kayser unter Leitung von Anton Schmid zu glanzvoller Aufführung, die seitdem in die lebendige, während des Gottesdienstes praktizierte, Kirchenmusik Ochsenhausens eingegangen ist. Vom Jahr 1963 stammt der letzte Beitrag Willi Siegeles zur oberschwäbischen Musikpflege. Der Abend „Aus oberschwäbischen Singspielen“ brachte u. a. eine

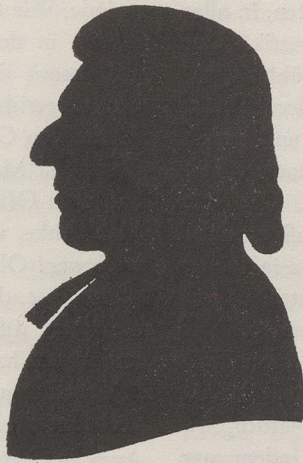
entzückende „Kantate auf die Wahl der Äbtissin Maria Justina zu Gutenzell“; in seinen einführenden Worten spannte Willi Siegele das Gebotene in große musik- und geistesgeschichtliche Zusammenhänge (vgl. oben S. 156 ff. und „Schwäbische Heimat“ 1963, S. 155–156).

„Do bin i au emol widder uff ebbes komme!“ Vielleicht leitet dieser von ihm oft gehörte Satz am ehesten zum Verständnis der Leistung von Willi Siegele. Sein Wissenstrieb kannte keine Grenzen und führte zusammen mit einem unerhörten Fleiß und einer viele Jahre ungebrochenen Schaffenskraft, dazu einer angeborenen musikalischen Begabung (er spielte selbst Geige und Bratsche), zu einer ausgedehnten musikgeschichtlichen Sammlerarbeit, deren Ergebnis die „Sammlung Siegele“ ist. Vielleicht war es gut, daß Willi Siegele kein Musikwissenschaftler wurde, sondern Musikliebhaber blieb. Als solchem gelang ihm ein kaum irgendwo getaner Schritt: der vom gebildeten Laien zum Wissenschaftler. In einer Zeit des Spezialistentums ging es ihm darum – und dies entsprach ihm selbst als vollem ganzem Menschen –, alle geschichtlichen Einzelercheinungen, auch die der Musik-, der Literatur- und der Kunstgeschichte im großen Gesamtzusammenhang der Geistesgeschichte zu sehen. Eine humanistische Bildung am Ulmer Gymnasium gab ihm die gediegene Grundlage; Holzer war einer seiner Lehrer. Zwei Begegnungen mögen weiterhin begleitend gewesen sein. Die eine mit August Halm: „Insbesondere haben Halms musik-ästhetische Ansichten und seine strengen Forderungen an Form und Darstellung der Musik die Anschauungen meines Mannes entscheidend mitgeprägt“ (Lore Siegele). Die zweite wichtige Begegnung war die mit der Jugendmusikbewegung, insbesondere dem Kreis um Fritz Jöde, „die ihm Impulse gab auch in Richtung auf das Wiedergänglichmachen vergessener Musik aus vorklassischer Zeit und aus dem späten Mittelalter, die aber auch ihm Impulse und Anregungen konkreter Art verdankt. Indirekt wurde er dadurch auch in seinem Suchen nach vergessener schwäbischer Musik bestärkt“ (Lore Siegele). Und eines wollen wir ihm auch noch danken: daß es ihm nicht um das „Haben“, sondern das „Geben“ ging. Er wurde seines Besitzes froh, indem er ihn mitteilte. Sein Drang zur Mitteilung ließ ihn gerne sprechen; kein Wunder, daß er sich auch Sprachstudien zuwandte. Es war eine seiner letzten großen, immer wieder bezeugten Freuden, daß er die „Divina Commedia“ in italienisch lesen konnte. Zu bedauern ist, daß seine Absicht, über den Schwäbischen Heimatbund eine fortlaufende Reihe schwäbischer Musikdenkmale herauszugeben, nicht verwirklicht wurde.

„Getan ist manches, was ich sollte,
Doch manches, was ich sollt' und wollte,
Wie manches ist noch ungetan –“

Diese Worte waren eine seiner letzten schriftlichen Äußerungen. Sie ehren den Strebenden und Schaffenden. Uns aber ist das Gesetz seines Lebens erfüllt.

Adolf Schabl



*M. Johann Friedrich Flattich, Pfarrer
zu Münchingen.
Sohn d. St. Ulrich, alt verstorben. A. J. 1735.*

Johann Friedrich Flattich

Von Wolfgang Jutz

250 Jahre waren es am 3. Oktober 1963, daß Johann Friedrich Flattich, der 37 Jahre lang in Münchingen Pfarrer war, in Beihingen am Neckar geboren wurde. Grund, auch in der Öffentlichkeit an diesen Mann zu denken. Bekannt und „berühmt“ ist Flattich schon lange, vor allem durch originelle Geschichten und Anekdoten, die man sich von ihm erzählt. Wer war Flattich? Anekdoten, alte Urkunden, Aufzeichnungen von ihm selbst geben die besonderen Striche und Farben zum Gesamtbild eines Lebens, das etwas höchst Erstaunliches und Beachtenswertes ist.

Man muß bei Flattichs Vater anfangen. Der war in Beihingen zunächst Schulmeister, Gerichtsschreiber und auch Mesner, dann dazu noch Amtmann im Dienst der Grafen Schertlin und Tutelarrat (Vormundschafspfleger) in herzoglich württembergischem Dienst. Von der Vielseitigkeit dieses Mannes muß auch der Sohn Johann Friedrich einen guten Schuß ins Blut bekommen haben. Zwar ist er Pfar-

rer, doch man sieht ihn tüchtig an ganz anderen Geschäften. Aber nur Drang nach Vielseitigkeit? Die gäbe es auch in der gewöhnlichen Arbeit des Pfarrers. Nein, dieser Flattich will hineingreifen ins ganze Leben, will selbst mitten darin sein. Er gibt nichts auf ein vom Leben losgelöstes Getue und Gerede. Nicht auf ein abseitsstehendes „geistliches Wirken“ und auf die pfarrherrliche Würde ist er aus. Er will da sein, wo die Menschen sind. Er muß etwas tun, vielerlei. Flattich weiß: Mittendrin in jeder Lebenswirklichkeit kommt Gottes Sache zur Geltung, in jedem Bereich und Winkel unserer Betätigungsmöglichkeiten. Und man darf nicht danebenstehen!

Wie sieht das aus für Flattich? In Tübingen, während er noch studiert, macht er sich daran, junge Leute zu unterrichten. Er will zu etwas nützlich sein. Er will helfen, irgendwelche Dinge voranzubringen und zu verbessern. Wo anfangen? Nicht umsonst hat er schon zu Haus Schulluft geatmet. Er

betreibt das „Informiren“, das Unterrichten, in allen Gebieten: Rechnen, Sprachen, Mathematik. Und wer durch Spiele wie „Dame“ und „Mühleziehen“ das Denken lernt, der soll es eben so lernen! Das Nachdenken sollen seine Schüler fassen und lernen, darum ist's ihm zu tun. Schüler genug hat er. Teilweise ist sein Unterricht unentgeltlich. Wie kam Flattich zu all dem, und wie kam's, daß er dabei blieb? Ihn beschäftigte, was einst Paulus in seinem ersten Brief nach Korinth geschrieben hatte: daß all unser Erkennen und Können bruchstückhaft sei und eben einmal ein Ende habe, daß aber Glaube, Hoffnung, Liebe dauerhaft bestehen bleiben und daß die Liebe das Größte sei. Gut, sagt sich Flattich, wie kann man Liebe am besten erweisen? Indem man anderen etwas beibringt, ihnen weiterhilft, daß sie zu etwas kommen und etwas aus sich zu machen wissen. „Geben ist seliger als Nehmen.“ Und Unterrichten ist die Nutzenanwendung der Liebe.

Der junge Mann kommt, nachdem er die Universität hinter sich hat, nach *Hoheneck* bei Ludwigsburg. Dort ist er Vikar; der Pfarrer, dessen Gehilfe er ist, ist sein Onkel. „Ein beliebter Prediger“ – so notiert der vorgesetzte Dekan über den jungen Flattich. Auch in Hoheneck verlegt sich Flattich auf das „Informiren“, „um nicht ganz unbrauchbar zu werden“. Das soll heißen: er ist zu angestrenzter geistiger Arbeit nicht in der Lage, weil durch Jahre hin seine Gesundheit schwer angeschlagen ist. Was kann er sonst tun? Er geht schließlich – wie wohl manch anderer Hohenecker auch – täglich zur Arbeit nach Ludwigsburg. Dort lernt er bei einem Dreher. Durch die Arbeit als Dreher will er seine Natur härter machen und seine Gesundheit festigen. Ob er auch noch andere Beweggründe hatte, zur Arbeit zu gehen? Dann hätte er es für besser gehalten, die nicht mitzuteilen. Jedenfalls scheinen es die Hohenecker geschätzt zu haben, daß dieser Mann in jeder Hinsicht einer der Ihren geworden ist. Nachdem sein Onkel, der Pfarrer Kapff, verstorben ist, bewirbt sich Flattich um den Dienst als Pfarrer in Hoheneck. Schon zuvor hatte der Onkel viermal darum eingegeben, daß dem jungen Mann das Pfarramt übertragen werden solle, weil die Gemeinde „ein sonderbares Vertrauen und Liebe zu ihm hat“. Auch Schultheiß und Gemeindevertreter – das ist nicht üblich! – reichen nach Kapffs Tod eine Bittschrift ein. Kein Erfolg. Erschien dieser Flattich der Kirchenbehörde für die Arbeit in einer Gemeinde ungeeignet?

Jedenfalls kommt er nicht in eine eigentliche Ge-

meinde. Wir treffen Flattich auf der Festung *Hohenasperg*, in der dortigen Garnison. „Festungsprediger“ nennt sich sein Dienst, Militärpfarrer. Daneben unterrichtet Flattich wieder von sich aus die Kinder von Offizieren. Er hat, nachdem er sich mit Christiana Margaretha Groß aus Murr verheiratet hat, auch Offiziere in seinem Haus in Verpflegung. Man denke, was dieser direkte persönliche Kontakt wert war! Ob Flattich es bei den Soldaten vollends gelernt hat, daß er mit seinem Predigen nur etwas ausrichtet, wenn er auch andererseits mit den Leuten zu tun hat und wenn er im übrigen sehr deutlich predigt und öfters seine Sachen auch grob, unverblümt oder vereinfacht sagt?

Auch in *Metterzimmern* lernt er einiges für einen Pfarrer Ungewöhnliche dazu. Die Leute dort haben im Schaffen ein Haar gefunden. Ihre wenig ergiebigen Weinberge und Felder lassen sie zum Teil verkommen und betteln in den benachbarten Dörfern. Geordnete Verhältnisse schaffen, das ist das Erste, was der neue Pfarrer in die Hände nehmen muß. Aber wie? Natürlich kann er in seinen Predigten erklären und wiederholen, daß ein Christ anständige Arbeit leisten soll, deren Ergebnis ihm selbst und seinen Mitmenschen zugut kommt. Jedoch Flattich tut etwas Ganzes. Er wird ein Metterzimmerer. Er kauft Güter und Weinbergstücke und treibt sie um. Dazu stellt er allerlei Versuche an, wie die Erträge sich steigern lassen könnten. So gibt er ein Beispiel. Und er ist auch in der Lage, manchen direkten Rat zu geben, wie verbessert, gespart und recht gewirtschaftet werden kann: „So mach' ich's; mach du es doch so und so.“ Auch einen Weinhandel fängt der Metterzimmerer Pfarrer übrigens an im Zuge jener großen Erziehungs- und Sozial-Aktion. Auch das Unterrichten von Jugendlichen treibt er weiter. Sein Haus steckt voll mit Schülern, die bei ihm essen, wohnen und lernen. „Hat viele Schüler“; „informiret gern junge Leute“ – so heißt es Jahr um Jahr in den Berichten des Besigheimer Dekans über Flattich.

Nach 13 Jahren verläßt Flattich den Ort. Der Herzog Karl Eugen höchstselbst wird auf den Mann aufmerksam. Vermutlich hat er nicht nur eine ansprechende Predigt von ihm gehört, wie berichtet wird. Sondern er hat wohl überhaupt mit Erstaunen zur Kenntnis genommen, was für eine Arbeit Flattich in Metterzimmern treibt. „Der erste gute Dienst, der aufgeht, ist Sein“, so wird dem Pfarrer beschieden. Und es trifft *Münchingen*. 926 Seelen zählt der Ort, als 1760 der neue Pfarrer hierher-

kommt. Flattich erschrickt; Metterzimmern hatte 280. Was wird ihm hier alles begegnen!

Die meisten der Geschichten, die von Flattich berichtet werden, haben Münchingen zum Schauplatz; schließlich war er hier auch 37 Jahre. In all jenen Geschichten erkennt man, wie einer scharfsichtig und mit Liebe seine Leute *erzieht*. Was er tut, ist überlegt – und überlegen, souverän.

Da sind die Buben, Schüler in Flattichs Haus, denen er das Kartenspielen abgewöhnt. Er sieht sie wieder einmal dabei. Er nimmt die Karten, setzt sich dazu. Er mischt, gibt, spielt. Er mischt wieder, gibt wieder, spielt Runde um Runde. Weiter geht's und weiter, in den Abend hinein. Aufhören? Die Buben müssen mithalten die Nacht hindurch! Als gegen Morgen Hirne, Finger und Mägen ausgeleiert sind, steht fest: die Kur wird anschlagen. Oder da sind die beiden Münchingerinnen, die ausgerechnet in dem Augenblick, wo der Pfarrer vor ihrer Tür steht, ihn gerade gründlichst „durchhecheln“. Denen läßt er darauf eine Schüssel Mehl bringen: „Einen schönen Gruß, und da sei der Wäscherlohn.“

Bei Flattich ist wie ein roter Faden, der sich durch alles hindurchzieht: daß er Menschen weiterbringen will, ihnen etwas austreiben oder auch ihnen ihre Lage verständlich machen möchte. Der Magd, die ihm heimlich an den Wein geht, sagt er: „Ich kann dich nicht fortschicken, denn wohin du kommst, wird man dich wieder entlassen. Ich muß dich eben so lange behalten, bis du das Stehlen und Trinken verlernt hast.“ – Einem, der über Not klagt, macht er klar: „Der Mensch ist eben wie eine Uhr. Wenn diese nicht gehen will, muß man ihr immer schwereres Gewicht anhängen, bis sie in Gang kommt. So will auch oft unser geistliches Leben nicht in den rechten Gang kommen, bis dem Lebensrade auch das rechte Leidensgewicht angehängt wird.“ – Einem, der sich zweifelnd fragt, ob seine Schuld ihm von Gott vergeben sei, erklärt er: mit dieser Vergebung sei es wie mit einem verlorenen Strumpf; man sucht und sucht ihn – bis man merkt, daß man ihn anhat!

Für die damalige Zeit (oder gar noch für die heutige?) bewundernswert fortschrittlich ist Flattichs Grundauffassung über die Männer, die in der Gemeinde mit ihm zusammenwirken: Der Markgröninger Oberamtmann hält Flattich vor, es sei nicht recht, daß er alle Angelegenheiten der Kirchengemeinde vor den Kirchengemeinderat nehme und alles durch Abstimmung vor sich gehen lasse. Die Kirchengemeinderäte (man nannte sie „Richter“)

seien doch einfache und unverständige Leute, und er solle sie nicht so viel gelten lassen. Flattich gibt dem Oberamtmann den Bescheid: Wenn er die Richter nichts gelten lasse, so seien sie keine Richter; „nebst diesem“, sagt er, „halte ich für meine Pflicht, die Richter, so viel ich könne, gescheit zu machen, weßwegen ich sie auch gelten lassen müsse; denn wenn man einen nichts gelten läßt, so besinnt er sich nicht und wird also nicht gescheit“.

Er darf andere nicht ihrer eigenen Beschränktheit überlassen. Er hat bei allem anderen etwas zu geben. Und was er für verkehrt hält, darüber schweigt er nicht. Das hält Flattich durch bis in höchste Kreise. Sein Landesherr, der Herzog, rügt, daß Flattich die französische Mode verachtet und seinen Zopf nicht gepudert trägt. Flattich antwortet, er brauche sein Mehl zu den Knöpfe. Als der Herzog mit einer neuen Steuer fürs Militär auch die Kirche belasten will, schreiben sämtliche Dekane in Württemberg untertänigst und vielgewunden an „Seine Durchlaucht“. Der Eingabe des Markgröninger Dekans (Münchingen gehörte zum Markgröninger Bezirk) liegt ein Schreiben Flattichs bei, in welchem er dem Herzog respektvoll aber geradeheraus seine „Bedenklichkeiten“ mitteilt und seine Ablehnung ausdrückt.

Eine alte Erzählung berichtet, wie der Herzog durch Münchingen reitet und den Pfarrer fragt, was er heute an Herzogs Geburtstag gepredigt habe. Die Antwort (ein scharfer Stich gegen den zügellosen Lebensstil am Hof Karl Eugens): „Was werd i predigt han? Fürsten sollen fürstliche Gedanken haben...“

Auch in Münchingen treibt Flattich im übrigen das Geschäft, das am meisten bei ihm hervorsteht: Acht, zehn, fünfzehn junge Leute hat er ständig in seinem Haushalt in Verpflegung und Unterkunft, und diese Jungen unterrichtet er privat. Zu den Kostgängern kommt beim Unterricht meist noch eine Anzahl Münchinger dazu. Mancher Münchinger Bauernbub ist nicht nur beim Schulmeister Hahl in die Winter- und Sommerschule gegangen, sondern hat bei Flattich auch Geometrie und Latein gelernt.

Neben seinem großen Erziehungshaushalt tritt an Flattich in Münchingen besonders hervor, daß er zu den Kreisen hält, die sich in sogenannten „Privatversammlungen“ treffen. Sie halten es für richtig, daß ein Christ sich selbständig Gedanken über die Bibel macht und mit anderen zusammenkommt, um

darüber zu reden. Flattich steht zu dieser Zielrichtung des Pietismus, der damals die Seite des Modernen und des Fortschritts in der Kirche vertrat. Die Kirchenbehörden, konservativ, haben Flattich dabei scharf auf die Finger gesehen. Überhaupt muß dieser ungewöhnliche Mann von jener Seite her manche Beanstandungen hinnehmen. Er tut, was er für richtig erkannt hat. Wenn seine Bauern mitten in der Ernte sind, läßt er eben etliche Wochen lang die damals üblichen Werktag-Gottesdienste ausfallen. Prompt kommen mehrmals Rügen deswegen. Immer wieder gehen Mahnungen ein: Den Schulmeister habe er mehr zu überwachen. Daß er eine Brille benötige, sei kein Grund, die abendlichen

Lese-Gottesdienste in der Kirche nicht zu halten. Und daß der Schultheiß schon lange krank sei, sei kein Anlaß, den Kirchen-Convent (Kirchengemeinderat) nicht mehr nach der Vorschrift regelmäßig zusammenzurufen.

Von Vorschriften ist Flattich offenbar nicht allzu sehr eingenommen. Er weiß, es gibt Wichtigeres: die Menschen – und daß man etwas für sie tut, ihnen Freiheit läßt, sie fördert. Dabei ist Flattich kein verstiegener Idealist. Er ist ein nüchterner und harter Menschenbeobachter. „Die Meisten wollen nur befehlen und lärmern“, schreibt er. Doch genauso nüchtern weiß er (und er wendet es an): „Die Liebe bessert.“

Ein Altwürttemberger

Ehrung für Helmut Dölker

Am 5. August ist Helmut Dölker 60 Jahre alt geworden. Es ist schwer, diesen vielleicht letzten Gelehrten altwürttembergischen Schlags mit ein paar angemessenen Sätzen zu profilieren. Der alte Schartenmayer hätte in ihm den „Auch Einer“ gesehen. Einer von denen, die weit mehr sind, wissen, können, als sie in der Welt der Wissenschaft scheinen. Obwohl das, was scheint, das heißt leuchtet, sein Werk über die Flurnamen der Stadt Stuttgart, in 30 Jahren nichts an Glanz verloren hat. Als Promotionsarbeit geplant, ist es ein Standardwerk jener Methode geworden, die Gradmannsche Siedlungsgeographie, Bohnenbergerische Germanistik und Viktor Ernst-sche Oberamtsbeschreibung – Geschichte in Einem – praktiziert hat.

Im Flurnamen stecken immer die drei Grundelemente jeder vergangenen und künftigen Volkskunde: ein land-schaftlicher, ein sprachlicher und ein historischer Bezug. Als Helmut Dölker 1947 den Lehrauftrag für Volkskunde an der Tübinger Hochschule übernahm (1952 wurde er zum Honorarprofessor ernannt), hatte er wie niemand mehr im Lande das Zeug, diese schwer zu bestimmende und vielfältige Wissenschaft im Blick auf die Landeskunde würdig zu repräsentieren. Wer ihn im Kreis der Schüler lehren gehört hat, hat nüchtern, wahr und wissenschaftlich arbeiten, forschen, hören und sehen gelernt.

Das galt vor allem für den Bereich der Mundart- und Namenforschung, das galt dann auch der stillen Arbeit an der Entnazifizierung der Welt der Sitten und Ge-

bräuche. Legendennimbus zerstoß, Blut-und-Boden-Mystik rann in das Abwasser des Misthaufens.

Indessen, Helmut Dölker wurde von seiner Regierung zu Höherem berufen. Gut württembergisch lehnte er organisatorische Pflichten, zu denen er nun nicht gerade erzogen und gebildet war, nicht ab. Er trat an die Spitze des Stuttgarter Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, ein Institut, in dem seine geliebte Volkskunde nur eine Abteilung ist. Sie wählten ihn zum Vorstand des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins und in den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Im Schwäbischen Heimatbund ist er eine der treuesten Stützen der Redaktion und des Vorstands. Dölkersche Exkursionen in die Geschichte und Siedlung des Landes, wie sie die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes ja vielfach kennen und besonders schätzen, sind praktizierte Vorlesungen am geschauten und daher begriffenen Gegenstand. Ich kenne niemand, der seine Lehrweise ersetzen, der ihr gleichkommen könnte.

Erfreulich und würdig geehrt hat seinen Meister Helmut Dölker darum der Direktor des Tübinger Uhland-Instituts bei einer kleinen Feier im Schüler- und Kollegenkreis mit einer Festschrift „Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg“. Professor Hermann Bausinger, nicht ganz unbekannt als tüchtiger Organisator und gar nicht enggekammerter Volkskundler, ist es in der Tat gelungen, den allzu Bescheidenen und Stillen zu überraschen mit Arbeiten aus dem Schülerkreis, über die in unserer Zeitschrift noch berichtet werden wird.

Ernst Müller



Gerlinde Gebhard

Preisausschreiben „Schöne Heimatstadt Ravensburg“

Wer am 14. Juni 1964 im Saal des Alten Theaters in Ravensburg der Preisverteilung des, vom Schwäbischen Heimatbund ausgeschriebenen, Schülerwettbewerbs beiwohnte, freute sich über den Schuß frischen Quellwassers, der dabei plötzlich in den Strom des Tagungsablaufes kam. Nicht nur durch die jungen Preisträger selber – welche die ganze Versammlung verjüngten –, sondern auch und vor allem durch die anläßlich der Preisverteilung ausgestellten Arbeiten. Drei Schulen hatten sich daran beteiligt: das Spohn-Gymnasium, das Mädchen-Gymnasium und das Neue Gymnasium. Die Zahl der eingegangenen Zeichnungen betrug rund 180; hinzu kamen etliche literarische Beiträge. Photographisches war ausgeschlossen.

Die Aufgabenstellung war so formuliert worden: „Wir meinen nicht, daß es etwa nur das schönste Haus oder der höchste Turm sein sollen, die wir gerne im Bilde festgehalten sähen; uns geht es vielmehr darum, zu erfahren, was ein Jeder und eine Jede von Euch Besonderes und Eigentümliches an dieser Stadt erblicken, etwa, wie sie am Hang liegt, von Mauern umgeben ist und wie Alt und Neu in der Landschaft zusammenwirken, schließlich, was an dieser Stadt eben anders ist als in anderen Städten.“

Es war verständlich, daß, von nicht unberufener Seite, die Befürchtung geäußert wurde, die künstlerische Gestaltung würde dabei unter motivischen Rücksichten leiden und auch in der Wertung zu wenig berücksichtigt

werden. Was die Wertung angeht, so wurde sie von, in Fragen der Bildqualität erfahrenen, Fachleuten aus dem Kreise des Vorstands des Schwäbischen Heimatbundes vorgenommen. Und wie verhielten sich die eingelieferten Werke selbst zur Frage des Verhältnisses von „Motivischem“ zu „Formalem“? Seit wann besteht überhaupt in der Kunstgeschichte diese Frage? Doch ohne Zweifel erst seit der Entwicklung des Selbst-Bewußtseins – auch bezüglich der künstlerischen Anschauung – im 19. Jahrhundert! Und so erinnerte ein guter Teil jener Zeichnungen an die Jahrhunderte, da sich – um ein Wort von Friedrich Theodor Vischer abzuwandeln – das Künstlerische „von selbst“ verstand, Form implicite in Natur enthalten war, da also der Künstler Natur wiederzugeben meinte und doch nur seine Natur darstellte, sich in Natur erfuhr. Wiederholt nicht das Kind die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit?

Ludwig Richter schildert einmal, wie er mit einer Gruppe von Künstlern ein bestimmtes Landschaftsmotiv abzeichnete und wie sehr er erstaunt war, in jeder Zeichnung etwas unverkennbar anderes, dem jeweiligen Künstler Eigenes, zu erblicken. Darf man in diesem Zusammenhang auch an Vittoria Caldoni, die schöne Winzerin von Albano, erinnern, die alle Nazarener als das anerkannte Schönheitsideal ihres Kreises portraitierten und deren Portraits doch so sehr voneinander abweichen, daß man sofort gewahr wird, wie sehr jeder Maler nur das hat malen können, was Vittoria Caldoni ihm war?!



Manfred Laemmle



Erich Schmidtmayer

Wie kommt beispielsweise ein Ravensburger Drittklässler des Spohn-Gymnasiums – Erich Schmidtmayer – dazu, den Blaserturm, den manche mit vielen Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten nicht einmal „abzubilden“ vermochten, so zu formen, daß er wie eine umgekehrte Pyramide von unten nach oben zu stürzen scheint und sich durch die umgebenden Häuser hindurch und aus ihnen heraus drängt?! Verwandtes hat Hermann Bucher derselben Klasse, wenn auch nicht so stark, in einem ähnlichen Turmmotiv zum Ausdruck gebracht. Nicht einmal die doch sehr „gekonnte“ Tuschzeichnung von Mehlsack und Obertorturm, die Hans Laib aus der 9. Klasse desselben Gymnasiums vorlegte, kann photographisch abbildlich mißverstanden werden, dazu sind die Tuschpinselzüge, die in den beiden Türmen Gestalt annehmen, zu eigenkräftig im übereinstimmenden Parallelismus ihrer gerichteten Formen. Ulrich Eble aus derselben Klasse wandte sich dem gleichen Motiv zu, führte es jedoch in Aquarell aus, weil es ihm darauf ankam, die Türme als ungebrochene, farbige volle Gestalten aus den sich überschneidenden Linien und brechenden Farben des Häusergewirrs in der Tiefe aufstreben zu lassen. Überhaupt scheinen die jungen Ravensburger die Turmerlebnisse ihrer Heimatstadt am meisten angesprochen zu haben, bis herab zu Klebearbeiten der Jüngsten (beispielsweise Johannes Knapp). Ganz kindlich echt vermittelt die Tuschzeichnung von Manfred Laemmle (auch Spohn-Gymnasium, 2. Klasse) den Eindruck der Turmstadt Ravensburg, indem sie mitten hinein ins chaotische Häusermeer die ordnenden Leitlinien der Türme setzt. Gabriele Joos wiederum (8. Klasse, ebenda) stellt aus den Türmen, der Veitsburg, dem Rathaus und dem Europa-Hochhaus eine Komposition zusammen, die – mit einigen Umbildungen, auch im Farbigen –, als Werbeplakat für Ravensburg entwickelt werden könnte.

In einer schwarz in weiß gearbeiteten, bunt gehöhten Turm- und Hausgruppe hat Rose Bommas (Mädchen-Gymnasium, Klasse 7) ein eigentümlich Ganzes gegeben, das sich, nahe am Schwarz, in farbigen Schatten zu einem traumhaften Gefüge verbindet, und darin sicher sehr Persönliches zum Ausdruck gebracht. Gerlinde Gebhard (Mädchen-Gymnasium, Klasse 8) hat „stenographisch“

einen entzückenden Stadtkontur hingeschrieben, der die Einzelheiten flüssig zum Ganzen der Stadtsilhouette zusammenführt: in der Illustration würde sich eine solche Handschrift bewähren. Gabi Pflüger (derselben Klasse) gab ein charaktervolles Bild des Vogtshauses, nicht indem sie es abzeichnete, sondern indem sie sich von seinem eigenwilligen Umriss und dem Gespärre des Fachwerks inspirieren ließ. Edelgard Wirsum (Mädchen-Gymnasium, Klasse 6) aber hat in einer schlichten Umrisszeichnung den Obertorturm mit den anschließenden Häusern zu einer nesthaften Gruppe warmherzig zusammengeschlossen. Daß sie diesen Turm zum dargelegten, kaum bewußten, Zweck etwas herunterdrücken, breiter machen mußte, verrät, wie sicher sie „ihr Bild“ schaute. Doris Heinzelmann (derselben Klasse) bildete in spitzem Blei das Filigran eines Gittertors mit liebender Einfühlung nach.

Von den Zeichnungen, welche Schüler des Neuen Gymnasiums einlieferten, kann hier deshalb keine abgebildet werden, weil ihre Wirkung überwiegend im Farbigen besteht und sie, von einer modernen Formproblematik her, die Form nicht „naiv“ im Schillerschen Sinne im Motiv empfangen, sondern eher „sentimentalisch“ gegen dieses durchsetzen. Es lagen ausgezeichnete Arbeiten dieser Art vor, so eine Terrasse mit Tisch und Stühlen von H. Strubel (Klasse 2) oder ein Bubenkopf vor Häusern und eine Straßenansicht von Kniep, dazu Puppen vor turmartigen Gebilden von W. Rieger (Klasse 3), ein Fabeltier vor einem Stadtbild von Eisele (Klasse 1). Reinhard Bouley (Klasse 2) gab eine bergaufführende Ravensburger Gasse, deren Häuser ganz in die Diagonalrichtung hineingezogen werden.

Außerdem wurden folgende literarische Arbeiten präsentiert, die wir nachstehend abdrucken: ein „Abschied von Ravensburg“ von Sabine Möller und eine frische Studie „Auf dem Viehmarkt“ von Brigitte Burkhard, beide in Klasse 6 des Mädchen-Gymnasiums.

Man darf mit diesem Schülerwettbewerb zufrieden sein, der dort angriff, wo künftige gestaltende Kräfte sich im Spiel mit überlieferten Gestalten messen, die Vorbilder bedeuten, und diese als ihre Möglichkeit erproben.

Adolf Schabl

Abschied von Ravensburg

Von vielen Menschen wird der kleine Platz nicht beachtet. Vielleicht kommt das daher, daß der geschäftige Ravensburger keine Zeit dazu findet, vielleicht auch, weil der Platz zu unscheinbar und bescheiden an die alte Stadtmauer sich anlehnt. Und doch ist der Platz schön – vielleicht gerade deshalb!

Ich liebe diese Ecke, und oft schon habe ich auf der kleinen, grünen Bank gesessen unter der riesigen Ulme, deren Krone, über die Technik triumphierend, die Häuser

der Umgebung überragt. Das beruhigende Blätterrauschen jedoch kann den Lärm des Seestraßenverkehrs nicht übertönen. Hier siegt die Technik, der sich die Natur unweigerlich, doch widerstrebend, unterwerfen muß.

Die Menschen, die am Straßenrand den Bus erwarten, und die buntbeklebte Litfaßsäule kehren stoisch, beinahe verächtlich, dem Platz und mir den Rücken zu. Ich bin traurig, weil die Leute keinen Sinn für die Schönheit dieses kleinen Platzes haben. Weil sie das Schöne nicht

sehen wollen, obwohl sie es besitzen. Ich bin traurig, weil ich diesen Platz verliere! Denn ich sitze heute das letzte Mal hier, blicke noch einmal, zwischen der Kreissparkasse und der Litfaßsäule hindurch, auf die grüne Flutwelle des Veitsburgrückens, auf dessen Kante dominierend das Wahrzeichen Ravensburg steht. Zum letzten Mal spüre ich die Kühle, die von den unförmigen Steinen der Stadtmauer ausströmt ... Die alten Zeugen von Ravensburgs Vergangenheit sind stumm. Sie haben 500 Jahre lang Abschied genommen: Von der kleinen Reichs-

stadt, von Menschen – von der Vergangenheit! Und heute nehme ich Abschied von ihnen ...

Ganz leise, dann immer lauter werdend, beginnen die Kirchenglocken zu läuten, mahnend und traurig. Läuten sie für mich? – Ich stehe auf und mische mich unter die Leute. Ein letzter Blick zurück auf den Platz ... Ein letzter Blick zurück auf die Heimatstadt ...

Die Zeit schreitet voran. Ich habe nur noch die Erinnerung.
Sabine Möller

Auf dem Viehmarkt!

Beinahe ein ganzes Jahr wurden im Gemeinderat von Ravensburg heftige Streitgespräche geführt über die Frage, ob der Viehmarkt weiterhin auf dem Platz vor dem Rathaus abgehalten werden solle oder nicht. Immer, wenn ich in der Zeitung las, daß sich der eine oder andere Stadtrat gegen die Beibehaltung dieses Platzes geäußert habe, dann stellte ich mir einen Samstagmorgen vor ohne das Gequietsche der Ferkel und ohne das Muhen der zum Verkauf angebotenen Kühe. Aber es gelang mir nie ganz, denn der Viehmarkt gehört eben zum Samstag, wie am Rutenfest die Wurst zum Wecken.

Schon wenn mich meine Mutter als kleines Mädchen früh am Samstagmorgen mit auf den Markt nahm, mußte sie immer einen Umweg machen, damit ich noch geschwind die „Muhkuhle“ anschauen konnte. Allerdings machte ich das immer aus gebührender Entfernung, denn ganz geheuer waren mir die großen Tiere nie. Auch heute gehe ich in den Ferien noch manchmal auf den Viehmarkt und sehe mir das bunte Getriebe an.

Rund um den alten Brunnen, in dem im Sommer immer die leuchtend roten Geranien blühen, sind Schranken aufgestellt. Hinter diesen stehen die angebundenen Kühe und Kälber und blicken die prüfend umhergehenden Bauern starr und trübsinnig an. Bis beinahe vor die Rathaustrampe stehen die vierbeinigen Milchspender und ich würde einem Brautpaar, das sich entschlossen hat, zusammen aufs Standesamt zu gehen, nicht raten, das am Samstagmorgen zu tun; man kann sich nämlich denken, daß ihre feierliche Stimmung, die ja zu solch einem entscheidenden Schritt gehört, angesichts der wiederkäuenden Rinder sehr schnell verfliegt.

Die Bauern und Viehhändler stehen in Gruppen zusammen und es wird gehandelt und gefeilscht. Jede Kuh wird gründlich und eingehend, von vorne und von hinten betrachtet. Mancher sonst wortkarge Bauer wird plötzlich gesprächig, wenn es darum geht, die Vorteile des zu verkaufenden oder die Fehler des Tieres aufzuzählen, das er kaufen will. Ist der Handel endlich zu beiderseitiger Befriedigung abgeschlossen, so wird das Kälbchen in einen der weiter rechts stehenden Viehtransportwagen

verladen. Das geht nicht immer einfach, oft sträuben sich die Tiere, aber da machen die Verloader kurzen Prozeß, ein Tritt ins Hinterteil, und das widerspenstige Kalb ist im Wagen.

Ähnlich gehen die Bauern mit den Ferkeln und Schweinen um. Die zappelnden und quietschenden Ferkelchen packen sie einfach an den Hinterbeinen und stecken sie in die Kisten, über die lange Holzleisten genagelt sind. Ist es da ein Wunder, daß die Tiere so erbärmlich schreien? Ich erinnere mich, daß man einmal, als das Reformationsfest auf einen Samstag fiel, den Pfarrer, als er den Segen sprach, kaum verstand, weil die Schweine solch ein durchdringendes Gequietsche anstimmten.

Der ganze Viehmarkt spielt sich vor der Kulisse des Marienplatzes und des Blaserturms ab. Schon ein paar hundert Jahre lang schaut der Turm auf das bunte Treiben hinab und er hat sich bestimmt längst an den Lärm gewöhnt, den die Vierbeiner jeden Samstag vollführen; womit allerdings noch lange nicht gesagt ist, wer das größere Geschrei macht, die Kühe und Schweine auf dem Viehmarkt, oder die Marktfrauen und Klatschweiber auf dem Wochenmarkt in der Marktstraße.

Gegen Mittag werden alle Tiere wieder verladen, ob verkauft oder nicht, und man sieht viele Transportwagen nach allen Richtungen aus der Stadt hinausfahren. Jetzt beginnt die Arbeit der Straßenkehrer. Sie kommen mit großen Spritzen, die sie an einen Hydranten anschließen und schwemmen so alles weg, was das Vieh dagelassen hat. Kommt ein Fremder mittags um drei Uhr an den Brunnen mit den roten Geranien, so kann er sich nicht vorstellen, daß hier heute morgen noch so ein bewegtes und fröhliches Leben geherrscht hat.

All das wollten unsere Stadtväter aus dem Stadtkern hinausdrängen, irgendwohin auf eine Wiese, wo keiner es mehr beachtet hätte. Ich war sehr froh, als ich in der Zeitung las, daß „mein“ Viehmarkt weiterhin am Fuße des Blaserturms stattfinden wird, und daß ich noch oft das Gequieke und Geschrei hören kann – vielleicht sogar bei meiner standesamtlichen Trauung.

Brigitte Burkhart

Was uns beschäftigt — was uns angeht

Auf dem Weg zu einem Freilichtmuseum in Baden-Württemberg

Am 8. Juni 1963 hat die Mitgliederversammlung in Sindelfingen beschlossen, an die Landesregierung einen Antrag zu richten, sie möge sobald als möglich, ein Freilichtmuseum ins Leben rufen. (Siehe den ausführlichen Bericht hierüber in der Schwäbischen Heimat Nr. 4/1963, S. 157.) Nach verschiedenen Besprechungen wurde vom Staatsministerium erfreulicherweise die Berechtigung dieses Wunsches grundsätzlich anerkannt. Beim Kultusministerium wurde deshalb ein vierköpfiger Arbeitsausschuß gebildet, um die Vorlage beim Landtag insbesondere wegen der Mittelbewilligung vorzubereiten.

Zunächst geht es nun darum, ein geeignetes Gelände zu finden. Im Staatsanzeiger für Baden-Württemberg vom 6. Juni erschien hierüber folgende amtliche Mitteilung:

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat dazu geführt, daß alte Hausformen und dörfliche Gewerbebetriebe nur noch in geringen Restbeständen vorhanden sind und daß auch diese Restbestände sich in äußerster Gefahr befinden. Die Möglichkeit, sie an Ort und Stelle zu erhalten, besteht nur in seltenen Fällen. Es hat sich deshalb gezeigt, daß diese letzten Zeugen bäuerlicher Kultur fast nur noch durch Verpflanzung in ein Freilichtmuseum der Nachwelt bewahrt werden können. In Norddeutschland, in Belgien, in den Niederlanden und in den skandinavischen Ländern sind deshalb schon seit längerer Zeit Freilichtmuseen oder Museumsdörfer entstanden, die zum Teil als vorbildlich gelten.

Der Schwäbische Heimatbund hat angeregt, ein solches Freilichtmuseum auch für Baden-Württemberg ins Leben zu rufen. Das Kultus-

ministerium prüft zur Zeit, ob und in welcher Weise dieser Plan verwirklicht werden kann.

Landkreise und Gemeinden, die daran interessiert sind, daß dieses Freilichtmuseum in ihrem Gebiet errichtet wird, werden hiermit gebeten, sich beim Kultusministerium Baden-Württemberg, Stuttgart, Postfach 480, zu melden. Voraussetzung ist, daß ein geeignetes Gelände (Größe: 100 bis 200 ha) zur Verfügung gestellt werden kann. Gleichzeitig wurde die Feststellung geeigneter Gebäude eingeleitet. Hierzu bedarf es der Mitarbeit im ganzen Land, damit namentlich solche Häuser, die bei einem Umsiedlungsverfahren oder bei Verkehrsverbesserungen abgerissen werden müßten, daraufhin beurteilt werden können, ob sie ganz oder in Teilen für das Freilichtmuseum von Interesse sind.

Ein Artikel in der badischen Bauernzeitung vom 9. Mai 1964 zielt auch in diese Richtung. Dr. Brude vom Landwirtschaftsministerium schreibt darin unter der Überschrift „Bäuerliches und handwerkliches Kulturgut in Gefahr“! u. a. „Wir brauchen Freilichtmuseen“ und „Mit der Errichtung eines oder einiger bäuerlicher Museumsdörfer ließe sich zugleich die Spannung entschärfen, die zwischen der fortschrittlichen Landwirtschaft und dem konservativen Landschafts-

schutz seit Jahren besteht“. Auch er kommt zu dem Ergebnis, es müsse rasch gehandelt werden, „ehe es in vielen Fällen zu spät ist“.

Wir können feststellen: der Gedanke, das Freilichtmuseum sei für Baden-Württemberg eine vordringliche Aufgabe, faßt allmählich überall Boden. Dazu soll auch der Vortrag von Herrn Dr. Zippelius, dem Leiter des Rheinischen Freilichtmuseums Kommern (Eifel), am 9. Oktober dienen (siehe nähere Anzeige Seite 184). Bald wird es dann Zeit werden, den Mitarbeiterstab des künftigen Museums zu gewinnen. Die Aufgabe wird sicher sehr lohnend und interessant werden. Ernsthafte Bewerber melden sich zweckmäßig jetzt schon beim Kultusministerium.

Unsere Mitglieder rings im Land können die Bemühungen um die Erhaltung einer beispielhaften Reihe von alten Bauten mit ihrer ursprünglichen Innenausstattung und von kulturgeschichtlich interessanten Handwerksbetrieben (z. B. Mühlen, Hammerschmieden und dergl.) noch besonders dadurch unterstützen, daß sie uns auf solche Dinge hinweisen, wenn ihnen aus irgendwelchen Gründen Zerstörung droht. Beilage von Fotos ist erwünscht. Wir werden die Anregungen soweit möglich an Ort und Stelle überprüfen und dann in geeigneter Weise weiterverfolgen. W.K.

Pleidelsheimer Kiesgruben — eine wertvolle Naturstätte vor der Vernichtung?

Wer im Raum Stuttgart aufgewachsen und mit Tieren und Pflanzen verbunden ist, der bewahrt eine strahlende Erinnerung an bebuschte Neckarufer und an eine zwar weithin kultivierte, aber noch keineswegs „betonierte“ Talsohle. Wo das Gelb der munter rufenden Schafstelzen in den Schrebergärten leuchtete und Zwergrohrdommel mit Rohrsängern und anderem heimlichem Getier im Schilf

der Altwasser wohnte, da erstrecken sich jetzt die Anlagen des Neckarhafens. Wo die Vogelkenner Anfang April auf die durchziehenden Blaukehlchen warteten, sind die Ufer mit Platten belegt und fehlen die Unterschlupfe. Der Zauber dieser von Natur und Leben erfüllten Landschaft ist dahin und in dieser Form nicht mehr wiederherstellbar. Aber wo der Mensch die Zügel lockert, entstehen



Ein kleiner Ausschnitt aus dem Vogelparadies bei Pleidelsheim. Aufnahme Röckle.

doch da und dort kleine „Ersatzstättchen“ mit entsprechendem Pflanzen- und Tierleben. Damit sind gemeint die Baggerteiche: Schlägt der Hunger nach Kies auch schwere Wunden, so vermag hier die Natur doch zu heilen, wenn man sie walten läßt. Aber auch dieses Walten ist gefährdet. Die Kiesgruben im Raum Plochingen-Wernau können sich aus verschiedenen Gründen nicht so als kleine Naturparadiese entfalten, die sie sein könnten.

Die Vogelkundigen haben bisher einen gewissen Raum zwischen Altn Neckar und Neckarkanal bei Pleidelsheim im Kreis Ludwigsburg als geheimen Schatz behütet und viel besucht: „Geheim“ deshalb, weil kostbare Vorkommen vielfach dann am besten geschützt sind, wenn möglichst wenige davon wissen. Aber will die Wirtschaft mit schweren Schritten ein solches Naturgebiet zertreten – da hilft nur noch der Ruf in die Öffentlichkeit.

Was bieten diese Pleidelsheimer Kies-teiche? Nach der Eröffnung des Talgrundes zur Bergung von Kies sind hier Teiche, Sumpfplätze, Schilfzonen entstanden; dazu kommt das alte Neckarbett mit seinen Schlickbänken und Rinnsalen und der dichte Auwald an den Ufern. Manches Beachtliche an Pflanzen (Vorkommen der seltenen Meerbinse, *Scirpus maritimus*) und an Tieren (einzige Stätte des Seefrosches, *Rana ridibunda*, in Würt-

temberg) gedeiht hier – vor allem aber eine reiche Vogelwelt. Es brüten an den Teichen und am alten Neckar etwa 60 Arten, darunter Sumpf- und Schilfvögel, die es in einem weiten Umkreis längst nicht mehr gibt. Zur Zugzeit ist das Gebiet ein bevorzugter Rastplatz für zahlreiche Gäste, Singvögel sowohl wie Strandbewohner, Schwimm-, Stelz- und Greifvögel. Im Bereich der Kiesgruben und des alten Neckars haben die Kenner über jene Brüter hinaus noch ungefähr 50 Durchzugs-Arten festgestellt. Beziehen wir die umliegenden Wiesen- und Obstbaumgebiete mit ein, so ist die Artenzahl der Brutvögel etwa 90, die der Brut- und Durchzugsvögel ungefähr 140. Unter ihnen befinden sich ausgesprochene Kostbarkeiten. Es genüge der Hinweis, daß derjenige, der in die Gruppe der Entenvögel eingeführt werden will, dort im Winterhalbjahr eine bessere Gelegenheit zur Beobachtung der Enten, Schwäne, Gänse und Säger findet, als an anderen Stellen des so vielfältig gestörten Flußbereichs – daß hier zur Zeit des Frühjahrszuges alle in Deutschland vorkommenden Rohrsängerarten durchziehen –, daß wohl nirgends im weiten Raum Stuttgart ein günstigerer Platz ist zum Erfassen der „Limicolen“, jener Gäste aus fernen, oft arktischen Zonen, die die Urgewalt des Vogelzugs bis hinein in unseren kleinen Lebenskreis spüren lassen, natürlich vorausgesetzt, daß wir sol-

chen Reizen offen sind, und daß eben noch ein solches Refugium zur Verfügung steht!

Nun ist dieses aber schwer bedroht. Der Vertrag zwischen der Kiesgewinnungsfirma und der Gemeinde Pleidelsheim besagt, daß dieser das Kiesgrubengelände nach Abschluß der Nutzung aufgefüllt zurückgegeben werden muß. Man wird also Schutt in dieses kleine Paradies schütten und dieses empfindliche Gefüge eines reichen Lebensraums barbarisch vernichten, um brav dem Buchstaben des Vertrags zu gehorchen. Man kann in einem Rechtsstaat einen solchen Vertrag nur durch verständnisvolles Eingehen der Vertragspartner auf – sagen wir in diesem Fall ruhig: übergeordnete, höhere – Wünsche auflösen. Dies scheitert bisher an der Haltung der Gemeinde, und es besteht also die Gefahr, daß eine kostbare Stätte des Beobachtens, des Forschens, der Erholung und der Belehrung dahingeht. Wir wissen, daß dies nicht die einzige Tragödie der immer gewalttätigeren Landnutzung von heute ist. Aber man darf auch hier nicht schweigen. Wir stehen zweifellos in einem großen Wandel der menschlichen Erziehung, die auf dem Weg ist, Wert oder Unwert einer Landschaft ganz anders zu beurteilen als früher. Das Schlimme ist dabei nur, daß die Erkenntnis nicht Schritt hält mit den Ereignissen. Soll es also auch hier heißen: Zu spät?

C. König und E. Schüz



Ein Beispiel für seltene nordische Gäste bei Pleidelsheim: Singschwäne (*Cygnus cygnus*) im Spätwinter 1963 (der dritte Vogel von links ist ein noch grau gefärbter Jungschwan). Aufnahme König.

Hohenzollern in alten Ansichten. Herausgegeben von Max Schefold. Jan Thorbecke Verlag, Konstanz. 70 Seiten Text, 106 Abbildungen, darunter vier farbige. Preis 28.50 DM.

Die Freude des Kunstfreundes an den nur in seltenen Fällen das Mittelmaß künstlerischen Ranges übersteigenden alten, doch auch dann meist so ansprechenden alten Ansichten unseres Landes ist schon lange lebendig. Der Quellenwert dieser alten Landschaftsbilder für Kunstgeschichte und Landeskunde wird immer mehr verstanden. Schefolds Werk: „Alte Ansichten aus Württemberg“ Stuttgart 1956/57, das ich im Jahr 1957 in unserer Zeitschrift besprochen habe, bestätigt dies für unseren Landesteil, es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Forschung auf dem Gebiet der geschichtlichen Landeskunde geworden. Der neue, den hohenzollerischen Landesteil behandelnde stattliche Band mit 165 Abbildungen bildet für den württembergischen Band eine höchst willkommene Ergänzung, wie auch für die schönen Bände der Kunstdenkmäler Hohenzollerns, herausgegeben von W. Genzmer. Die Einführung gibt einen kurzen Überblick über das Wesen von Ansicht und Vedute und auch über die landschaftliche Eigenart des hohenzollerischen Landes, welche auf die Künstler merkwürdigerweise keine große Anziehungskraft hat ausüben können. Seine landschaftlichen Reize waren für das Auge der Künstler der Barockzeit zu wenig effektiv und großartig, für die des idealistischen Klassizismus zu wenig heroisch. Die hohenzollerische Landschaft teilt hier das Schicksal der Schwäbischen Alb, die in der klassizistischen Zeit auch nur mit ihren historisch interessierenden Bergen und Burgen die Maler zu reizen vermocht hat. So hat auch erst der Ausbau der Hohenzollernburg durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den Berg für die künstlerische Wiedergabe „attraktiv“ gemacht. Wie aufschlußreich ist der Vergleich alter Ansicht oder der Entwürfe mit dem Bau in seinem endgültigen Zustand. Aber gegenüber den romantischen zarten Entwürfen Stilurs sollte in den Landschaftsbildern der Jahrhundertmitte Berg und Burg durch die Übersteigerung der Proportionen ein spätromanischer Effekt verliehen werden: ein Beispiel ist das Aquarell des Stuttgarters P. F. Peters von 1851 (Abb. 57). Wir werden heute freilich auch jenem Werk der Neugotik einen gerechteren Maßstab anlegen als uns dies vor vierzig oder fünfzig Jahren möglich war, wenn auch der heutige Bau stark an den Steinbaukastenstil preußischer Kasernen und Offizierskasinos erinnert. Zu der Fülle der interessanten Bilder und Ansichten nur einige Bemerkungen: Die Zeichnung von Schloß Glatt (Abb. 21) zeigt uns dieses als eine der ersten streng rechteckigen Schloßanlagen mit Rundtürmen an den Ecken wie Schloß Schorndorf, eine baugeschichtlich wichtige Schloßarchitektur. Die in der Literatur bisher nie abgebildete Ansicht des mächtigen Grafenschlosses von Hechingen läßt erkennen, daß dieser Bau sich eng an das Vorbild der Schloßbauten Herzog Christophs und seines Baumeisters Treitsch gehalten hat. Der Fassadenentwurf des Hechinger Schlosses (Abb. 43), der d'Ixnard – nicht aus Nancy, sondern aus Nîmes – ist nach H. Klaiber, Phil. de la Guépière 1959 S. 128 schon um 1760 entstanden, die Umbaupläne zum Hechinger Schloß (S. 96 Sp. 2 unten) sind nach Klaiber (ib.) nicht von d'Ixnard, sondern von Guépière. Über das Baugeschichtliche hinaus bietet die Fülle der Abbildungen sehr viel Interessantes und Reizvolles für den interessierten Beobachter, u. a. zur Trachtenkunde. Und endlich, diese Bildersammlung zeigt uns auch, wie

sich der Anblick der Landschaft in den Augen des Künstlers im Laufe der Zeit verändert hat, aber auch in ihrem wirklichen Zustand: wie imposant und kubisch ragten noch vor 100 Jahren die durchgehend unbewaldeten Burge empor. Wir erleben ja Ähnliches in der Gegenwart, wie sich das Landschaftsbild der Alb durch das Verschwinden der charakteristischen Heide verändert. Ein Katalog verzeichnet auf 42 Seiten alle bekanntgewordenen Pläne, Risse und Ansichten, eine sicher oft mit Nutzen zu gebrauchende Materialsammlung. Auch das Künstlerverzeichnis, das 183 Künstlernamen aufführt, ist dankbar zu begrüßen.

Die Ausstattung des Verlages Thorbecke ist vorzüglich. Als landeskundliche Quellensammlung wie auch als Sammlung reizvoller, oft sehr anziehender Landschaftsbilder wird das Buch von jedem Kunst- und Heimatfreund mit Freude aufgenommen werden. Man freut sich schon auf den großen Band alter badischer Ansichten, welchen der Verfasser gegenwärtig bearbeitet.

W. Fleischbauer

Wilhelm Boeck, Feuchtmayer Meisterwerke, 32 Seiten Text, 120 Tafeln. Verlag Ernst Wasmuth, Tübingen, 1963. DM 30.-.

Ein Buch, das erfreut, belehrt und bereichert! Der Verfasser entwirft auf nicht ganz 11 Seiten ein fesselndes Bild des berühmten Barockbildhauers. Eine Zeittafel dient der Übersicht über Leben und Werk. „Erläuterungen zu den Bildern“ bringen kunstgeschichtliche Kurzaufhandlungen mit Angaben von Spezialliteratur, welche die allgemeinen Literaturangaben in wünschenswerter Weise ergänzen. Aus den technisch einwandfreien Abbildungen ragen die nach Aufnahmen von Jeannine Le Brun aus Konstanz gemachten hervor; hier steht fotografisches Können ganz im Dienst exakter Anschauung. Man wünscht sich dieses preiswerte Buch im Besitz recht vieler Feuchtmayer-Freunde.

A. Schahl

— Verse und Worte der Besinnung

Otto Heuschele legt unter dem Titel „Sternbruder“ einen Band Gedichte vor, der die seit dem Jahre 1955 entstandene Lyrik enthält (64 Seiten; Stieglitz-Verlag E. Händle, Mühlacker; 7,80 DM). Diese Verse bewahren jene „Stille der Einsamkeit“, die in dunkler Zeit dem Göttlichen auf Erden noch Raum und Wort geben kann. Denn dem Menschen des lauten, betriebsamen Tages ist der Urgrund des Daseins völlig fremd geworden: „Alles Vergängliche fällt in die Nacht.“ Angesichts dieser Lage erfährt der Dichter, daß die Existenz des Gedichtes nur noch im Widerspiel zwischen Drohung und Schutz, zwischen Opfer und Selbstbehauptung möglich ist. „Nur durch des Leides Weg“ öffnet sich ihm des „Lebens lebendiger Weg“. Daher gelingt auch nur in der Stille die immer wieder zu erneuernde Einstimmung von Welt und Seele, von Mensch und Gott. Dabei sind es die Dinge der nahen Natur, die dem Gemüt schon immer vertraut, die Scheidewand zwischen Innen und Außen aufheben. Sie machen den Dichter zum Bruder der Gestirne. Von ihrem Leuchten, das die weglose Nacht erhellt, kündigt seine tröstliche Botschaft. Die lyrische Sprache bleibt, obwohl sie auf den Reim verzichtet, hier noch bewußt an die Tradition gebunden. Denn eben durch diese Bindung sucht Heuschele sich

einen Raum der Freiheit gegenüber einer Wirklichkeit zu bewahren, die das erlebende Ich auszulöschen droht. Nur in diesem Raum, glaubt er, kann die Lyrik das Zeitlose in die Zeit rufen, in dunkler Weltstunde noch des ewigen Lichtes teilhaftig werden.

Als Herausgeber beschenkt uns Otto Heuschele mit zwei kleinen Bänden. Von der Würde des Menschen, vom Glauben an den Geist und von der Stellung des Christen in der heutigen Welt zeugen die Betrachtungen, die er aus dem Lebenswerk des – 1958 verstorbenen – Dichters Reinhold Schneider ausgewählt hat: „Das Große bleibt“ (130 S., Steinkopf-Verlag, Stuttgart; 3,80 DM). Eine gleich humane Gesinnung erfüllt die Selbstzeugnisse Adalbert Stifters, seine Gedanken über Religion und Kunst, die Heuschele zu einem Brevier unter dem Titel „Maß des Menschlichen“ vereint (102 S., gleichfalls in Steinkopfs Hausbücherei; 3,80 DM). Durch ein einfühlsames Vorwort, das die Ergebnisse eigenen ernsthaften Forschens und Suchens zusammenfaßt, erschließt der Herausgeber den Zugang zu den Texten jedes Bandes.

Emil Wezel

— Geschichte als Modell des Menschlichen

Otto Rombach, am 22. Juli 1904 in Heilbronn geboren, hat uns, eben noch rechtzeitig zu seinem 60. Geburtstag, mit einem neuen Roman beschenkt: „Der gute König René“ (362 Seiten, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; 19,80 DM). Aus diesem Anlaß mögen wir uns daran erinnern, wie breit sich sein episches und essayistisches Schaffen entfaltet hat, seitdem er im Jahre 1928 gleichzeitig mit vier sehr verschiedenen Werken hervorgetreten ist: mit dem – in Düsseldorf aufgeführten – Schauspiel „Apostel“, dem schmalen Band „Gazettenlyrik“ sowie den zwei kurzen Erzählungen „Hafen im Süden“ und „Brand im Affenhaus“, in denen sich Erlebnisse einer ersten Reise nach Frankreich spiegeln.

Inzwischen haben wir immer mehr die gestalterische Kraft bewundern gelernt, mit der Rombach hinter der wach und engagiert erlebten Gegenwart auf eine ferne, fast verschüttete Vergangenheit zurückgreift. Das Bewußtsein, das seine Erzählkunst erfüllt, nimmt darum hinter den aktuellen Ereignissen ganz andere Dinge wahr als die, welche mit dem flüchtigen Augenblick kommen und gehen und nur ihr äußeres Gesicht zeigen. Nun erhält freilich der historische Roman, dem er sich auch mit diesem jüngsten Werk wieder zuwendet, seine innere Form nicht allein aus Anlage und Erleben des Erzählers, sondern in eben so starkem Maße aus der Struktur des Gegenstands. Es sind Tatsachen, Werte, Objektivitäten, mit denen solche Epik zu tun hat. Rombach beläßt deshalb dem historischen Genre den Reiz und die Bewegtheit der Farben, deren es bedarf, um aus sich selbst heraus zu leuchten. Er stellt die Ereignisse sogar bis ins Detail getreu dar, da er mit allem Ernst und Fleiß des Forschers um die geschichtliche Wahrheit bemüht ist. Denn nie hat er in den vielen Jahren seines Schaffens die Geschichte vergewaltigt, weder in den köstlichen, von einem überlegenen Humor zeugenden Romanen „Adrian der Tulpendinger“ (1936) und „Der standhafte Geometer“ (1938) noch in den großen Zeitgemälden, die uns Kultur und Lebensstil ganzer Epochen wieder bewußt gemacht haben: „Der junge Herr Alexius“ (1940), „Vittorino oder die Schleier der Welt“ (1947), „Gordian und der Reichtum des Lebens“ (1952) und „Anna von Oranien“ (1960).

Dennoch geht es Rombach auch in dem neuen Roman nicht nur um die Historie, so beträchtlich die kompositorischen Möglichkeiten sind, die ein Sujet dieser Art bereithält: die intrigenreichen Machtkämpfe in Frankreich zwischen einheimischen, englischen und deutschen Fürsten im 15. Jahrhundert, das Schicksal der Jungfrau von Orleans, die Karl VII., den Schwager René's, in Reims zum König krönt und später in Rouen verbrannt wird, und mitten in dieser genußsüchtigen und geängstigten Welt die Gestalt des guten Königs, der Herzogtümer und Königreiche erbt und sie alle wieder verliert, weil er sein Herz nicht an die Macht hängt, sondern sich selber treu bleibt. Denn er, eine verträumte Natur, dennoch elastisch, doktrinen-feindlich, der Kunst und allem Schönen aufgeschlossen, lebt nur „für jene Dinge, die seiner Denkart nach zum Leben gehörten“. Nachdem er die vielen Wechselfälle, in die ihn sein Schicksal gestellt, mutig durchgestanden hat, mag er, am Ende von seinem Neffen, dem König Louis, gefangen gesetzt, darum trotzdem zwischen Gitterstäben hindurch noch mitleidig auf die Welt geblickt haben. War er doch ein „Geist, der in allen Gefangenschaften unbesiegt blieb“.

„Alte Liebe zu Frankreich“, zu der sich Rombach jederzeit – von den ersten Erzählungen an bis zu den unter diesem Titel 1962 erschienenen Reiseberichten – aus tief empfundener Seelenverwandtschaft bekannt hat: eben sie ist es, die dergestalt am Stoff des Romans auch das „unverändert Menschliche“ sichtbar macht. In solcher Erprobung des Menschlichen aber liegt zugleich das Aktuelle, das dem Einmalig-Geschichtlichen der Handlung seinen Gegenwartsbezug gibt. Denn die erregenden Strömungen der damals sich geistig und politisch umgestaltenden Welt, in der ein neuer Begriff von Recht und Freiheit geschaffen worden ist, zeigen überraschend Vergleichbares mit unseren eigenen Zeitläufen, in denen sich das Humane gleichfalls neu bestätigen muß. So erhält dieses weitgesponnene und bedachtsam verknüpfte Gewebe des Vergangenen den Charakter eines Modells, das die krisenhaften Wandlungen, von denen wir selber betroffen sind, in eine Tiefenperspektive rückt, aus der wir sie auf eine neue Weise sehen und begreifen lernen.

Emil Wezel

Wilhelm Lienenkämper, *Grüne Welt zu treuen Händen*. Naturschutz und Landschaftspflege im Industriezeitalter. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. DM 19.50.

Prof. Asal, der bekannte Naturschutzfachmann, hat dem Buch mit Recht folgendes Prädikat gegeben: „Als Anleitung zum praktischen Naturschutz wie zur Orientierung über den Gesamtbereich des Natur- und Landschaftsschutzes vorzüglich geeignet.“ Nach einem Überblick über die Geschichte des deutschen Naturschutzes und die geltenden gesetzlichen Bestimmungen werden in Einzelabschnitten sämtliche Probleme und Aufgaben des „Naturschutzes“ i. e. S. und der „Landschaftspflege“ i. w. S. aufgezeigt, durchgesprochen und mit gut gewählten Bildern belegt. Auch kleine Sonderfragen, wie das Abbrennen der Hecken (das nun in Baden-Württemberg ganzjährig verboten ist!), die kritisch zu beurteilenden „Heimattiergärten“, der Greifvogelschutz, kommen zu Wort; nur dem leidigen Problem der Zersiedlung der Landschaft durch Wochenendhäuser ist zu wenig Raum eingeräumt. Im ganzen zweifellos ein sehr gutes, durchdachtes und erfahrungsreiches Buch, sowohl für den Praktiker wie für jeden, der sich zu wissen bemüht, was der Naturschutz will, was er verlangen muß und was er kann.

O. Linck

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Jahreshauptversammlung 1964

Der Schwäbische Heimatbund und der Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine dürfen auch in diesem Jahr mit Befriedigung auf ihre gemeinsame Jahreshauptversammlung zurücksehen. Es gelang, am 13. und 14. Juni einen der freien Reichsstadt Ravensburg gewidmeten „Heimattag“ nach dem Verständnis beider Vereinigungen durchzuführen: im kleinen Kreis von 200 bis 250 Teilnehmern, die von der Erwartung zusammengeführt wurden, ihre inneren Beziehungen zu Ravensburg erweitern und vertiefen zu können. Und diese schöne, reiche Stadt beschenkte sie verschwenderisch!

Oberbürgermeister Minister i. R. Dr. Sauer hatte gastfreundlich die Voraussetzungen für ein gutes Gelingen geschaffen, indem er beide Ratsäle und den Saal des Alten Theaters, somit zwei der Veranstaltung besonders angemessene Räume zur Verfügung stellte.

Die Fachreferate des Nachmittags, an denen auch Seine Königliche Hoheit Herzog Philipp Albrecht von Württemberg teilnahm, fanden unter der Leitung des Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Oberbaurat i. R. W. Kittel, statt. Zuerst referierte Dr. Alfons Dreher über das Thema „Ravensburg und das südliche Oberschwaben – Historischer Überblick“. Ihm ist es zu verdanken, daß die Teilnehmer die Geschichte von Ravensburg im Gesamtzusammenhang der oberschwäbischen Geschichte kennenlernten. Ausgehend von der Natur des Landes, zeichnete er die ersten Umrisse der Besiedlung, aus denen der große Alamannenfriedhof unweit des späteren Königshofes Altdorf-Weingarten deutlicher hervortritt. Dieser Königshof bildete den Mittelpunkt des Schussengaus. Hier hatten die Welfen ihren ersten Sitz; ihre Versippung mit den Karolingern ist bekannt. Sie gründeten das Kloster Weingarten am Ort ihrer Burg; damit dürfte ihre Übersiedlung auf die Ravensburg (spätere Veitsburg) zusammenhängen. Der Markt Ravensburg ist erst 1152 zu belegen, bestand jedoch sicher schon früher. Nachdem das welfische Erbe an die Staufer gekommen war, wurde die Ravensburg Verwaltungsmittelpunkt des staufischen Hausgutes. Rudolf von Habsburgs Bestreben, die staufischen Gebiete

an sich zu ziehen, führte zur Schaffung der Landvogtei in Oberschwaben; Sitz des Landvogts war wiederum die Ravensburg. Ravensburg war als frühere Welfen- und Stauferstadt auch zum Reich geschlagen worden; Kaufleute und in die Stadt gezogene Adelige übernahmen die Führung des unabhängig gewordenen Gemeinwesens. Die Gesellschaft zum Esel vereinte Ende des 14. Jahrhunderts die Nutznießer der glänzenden Handelsverbindungen (vgl. die Katz in Konstanz, die Sünfzen in Lindau, den Löwen in Überlingen, den Narren in Wangen). Als nachteilig auch für die wirtschaftliche Entwicklung machte sich das Vordringen der Schweizer seit der Sempacher Schlacht und dem Appenzellerkrieg bemerkbar; seit dem Schwabenkrieg von 1499 waren das eidgenössische Südufer des Bodensees und das unter habsburgischem Einfluß stehende Oberschwaben geschieden. Die Reformation führte zu einer anderen Spaltung; Ravensburg wurde paritätische Reichsstadt, die reichen Patrizierfamilien, welche zum alten Glauben hielten, wanderten zum Landadel ab. Schließlich hat der Dreißigjährige Krieg den Wohlstand der Ravensburger Bürger zerstört. Beim Westfälischen Frieden war die Stadt völlig verarmt. Die alte Handelstradition wurde von vorwiegend protestantischen Kaufleuten weitergeführt; indessen die einstige Stellung der Stadt war dahin. Das Ende ist bekannt. Die Mediatisierung wurde von Bayern, dann von Württemberg durchgeführt, von jenem mit besonderer Härte, „sodaß es ganz loyale Landeskinder im südlichen Oberschwaben wahrscheinlich erst seit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung nach 1870“ gab.

Diesen mit lebhaftem Dank aufgenommenen Ausführungen folgte das Referat des städtischen Oberbaurats Dipl.-Ing. Albert Lackner über „Die Pflege einer alten Stadt im Wachstum“. Er spannte seine Darlegung in zwei „eiserne Schrauben“: 1801 hatte Ravensburg knapp 4000 Einwohner, heute sind es 33 000; 1825 waren etwa 30 ha innerhalb der Stadtmauern überbaut, heute beträgt die bebaute Fläche rund 500 ha. Was ergeben sich hieraus für städtebauliche Konsequenzen? Um es mit einem Satz zu sagen: Hände weg von der nach eigenen Wachstumsgesetzen entstandenen Altstadt und freie

Planung für allen neustädtischen Zuwachs so aber, daß dieser Ausdruck eines wohlgeordneten Gemeinwesens mit allen seinen Zwecken bildet. Hoch erfreulich war dabei die Warnung, nicht den Wert und die Bedeutung einer durch Jahrhunderte gewachsenen Stadt mit den Maßstäben des Augenblicks zu messen, und die Mahnung, diese Stadt als ein lebendiges Zeugnis der dauerhaften Geschichte, des bewundernswerten Bürgersinns, der künstlerischen Kraft und des starken Lebensmutes zu verstehen. Seine Forderungen für die künftige Pflege der Altstadt Ravensburg faßte der Vortragende in folgende Punkte zusammen:

„1. Die Altstadt muß als Gesamtanlage, Gesamtkunstwerk, betrachtet werden. Es geht nicht vorrangig um die Erhaltung einzelner Gebäude, sondern vielmehr um die Bewahrung des allgemeinen, für Ravensburg so typischen Gesichtes. Man muß verhüten, daß an Stelle des charakteristischen Bildes allmählich eine City von durchschnittlichem Wert entsteht.

2. Größtmögliche Schonung des altstädtischen Bestandes bei Um- und Neubauten. Jedes Eingreifen in die eigentliche Altstadt birgt größte Gefahren, weil es nur schwerlich gelingt, die Naht zwischen Alt und Neu erträglich zu gestalten.

Die größten Bedenken beziehen sich auf eine cityhafte Architektur, ihre ortsfremde Höhenentwicklung und darauf, daß mit jedem Eingriff ein Vorgang für ähnliche Operationen an anderer Stelle geschaffen wird.

3. Sanierung der Straßenblöcke, um die Altstadt allmählich zu regenerieren und dadurch nicht nur als städtebaulichen Komplex schöner herauszuarbeiten, sondern in allen Teilen auch gesünder zu machen.

4. Ausbau der Entlastungsstraße, um die Hauptlast des Ziel- und Quellverkehrs aus der Stadtmitte herauszubringen.

5. Ausbau der Umgehungsstraße zur Verlagerung des eigentlichen Durchgangsverkehrs.

6. Parkplätze am Rande der Altstadt; wer seinen Wagen nicht in der Altstadt unterbringen kann, läßt ihn von selbst draußen und kommt zu Fuß.

7. Attraktivmachen der öffentlichen Verkehrsmittel, um den Individualverkehr einzuschränken.

8. Die Altstadt muß weitmöglichst von dem entbehrlichen Fahrverkehr freigehalten werden. Eine völlige und dauernde Sperre ist freilich kaum zu erreichen, da die Anlieger ein Recht darauf haben, an ihre Häuser heranzufahren.“

Ein Gang durch die Altstadt an Hand von Lichtbildern schloß den spannenden Vortrag ab.

Auf der Tagesordnung der Mitgliederversammlung stand zunächst der Geschäftsbericht des Vorsitzenden, der einleitend der Verstorbenen gedachte, darunter der Ehrenmitglieder Ludwig Finckh und Hans Auwärter. Im Vorstand haben sich folgende Veränderungen zuge tragen: Professor Dr. Richard Schmidt bat um seine Entlassung, der mit dem Vorbehalt stattgegeben wurde,

seinen Rat von Fall zu Fall weiter in Anspruch nehmen zu dürfen. Als Nachfolger von Notar Hans Auwärter im Amte des Schatzmeisters wurde vom Vorstand Bankdirektor i. R. Willy Baur ernannt. Was die Vereinszeitschrift „Schwäbische Heimat“ angeht, so muß aus postalischen Gründen vom Zwei- zum Dreimonatsversand übergegangen werden, wobei der Gesamtumfang nicht geändert wird. Die Rubrik „Was uns beschäftigt, was uns angeht“ wurde im August 1963 zur Unterrichtung über die Arbeit des Vorstandes eingeführt und hat sich bewährt. Im Falle des Kastells Köngen wurde gefordert, daß die ganze Fläche von Bebauung frei gehalten und als öffentlicher Platz ausgewiesen werde. Ähnliches gilt für Benningen. Das Bauvorhaben „Hannibal“ wurde als massenhafte Häufung von Wohnungen abgelehnt, wobei man sich auch gegen die unnötige Zerstörung von 15 ha Erholungswald wandte. Einwendungen gegen einen Bebauungsplan in Weinsberg führten zu einer Änderung in dem angeregten Sinne. Die mit der Ortsbaugestaltung von Hirschau verbundenen Fragen wurden in einer grundsätzlichen Aussprache mit Vertretern der Gemeinde und der zuständigen Behörden geklärt. Unser Einspruch gegen den Stausee im Goldersbachtal trug dazu bei, daß man sich ernstlich um eine andere Lösung bemüht. Auch der Straße durch das Tiefenbachtal und dem Stausee im Brettachtal wurde vom Vorstand widersprochen. Gegen ein Hotelbauvorhaben, für das die einstige Burg Wildberg ausersehen ist, wurden bei den zuständigen Stellen Einwendungen erhoben.

Im Zusammenwirken mit anderen Vereinigungen nahm der Heimatbund Stellung zum Bauvorhaben der Fa. Bosch im Gerlinger Wald, wobei sein Bestreben dahin geht, einer weiteren Ausdehnung vorzubeugen und überhaupt eine Abgrenzung der unbedingt zu erhaltenden Wald- und sonstigen Erholungsflächen um Stuttgart zu erreichen. Dies in der klaren Erkenntnis, daß der Verbrauch an Wald ins nicht mehr Verantwortbare wächst.

Auch auf das Betreiben des Heimatbundes hat der Deutsche Heimatbund noch 1963 eine Entschlie ßung gefaßt, in der vor der Gefahr der Verseuchung des Bodensee wassers durch die Pipeline gewarnt wird.

Der Auffüllung der Baggerseen bei Pleidelsheim wurde entgegengewirkt, da sich dort ein reiches und seltenes Vogelleben entwickelt hat.

Der letztjährige Antrag an die Landesregierung, ein Freilichtmuseum für Baden-Württemberg ins Leben zu rufen, wurde von dieser mit Zustimmung aufgenommen. Es wurde unter Leitung des Kultusministeriums ein kleiner Arbeitskreis gebildet (Forstpräsident i. R. Kanzler, Oberbaurat i. R. Kittel, Prof. Schilli). Im Staatsanzeiger vom 6. Juni 1964 erfolgte das Ausschreiben wegen eines geeigneten Geländes.

Der stattliche Besitz des Vereins an Naturschutzgebieten wird demnächst vermehrt werden. Im Naturschutzgebiet Irrenberg wurden mit Hilfe der Bezirksstelle für Naturschutz in Tübingen (Dr. Schönamsgruber) umfangreiche Pflegemaßnahmen durchgeführt.

Für verschiedene Denkmalpflege-Fälle wurden Zuschüsse gegeben, darunter für die Bussenkirche und ein Feldhüterhäuschen mit Linde bei Linsenhofen. Ausdrücklich wurde gesagt: „Wir bedauern, daß das Denkmalschutzgesetz für Baden-Württemberg noch immer nicht zustande gekommen ist und hoffen, daß sich auch in der noch schwebenden Frage des Schutzes kirchlicher Räume und Gebäude eine befriedigende Lösung finden läßt und daß das Gesetz rechtlich und verwaltungstechnisch ein wirksames Mittel zum Schutz der Zeugen der Vergangenheit unserer Heimat werde.“

Die Zusammenarbeit mit anderen gleichgerichteten Vereinen und Ämtern wurde fruchtbar fortgesetzt, die Beziehungen zum Deutschen Heimatbund wurden gepflegt; der Vorsitzende ist erneut auf die Dauer von 3 Jahren in den Vorstand des Deutschen Heimatbundes gewählt worden.

Die Veranstaltungen erfreuen sich nach wie vor regen Zuspruchs. Der Mitgliederzuwachs läßt zu Wünschen übrig. In dieser Verbindung wurde gesagt: „Ich möchte jedes einzelne Mitglied darum bitten, in der Familie, im Freundes- und Bekanntenkreis nach möglichen Mitgliedern Umschau zu halten. Es geht nicht um antiquierte Heimattümelei, es geht um Lebensfragen für Gegenwart und Zukunft, wenn wir uns für reines Wasser, bewahrte Natur, geschonte Landschaft und sinnvoll verantwortliche Einordnung aller Neuplanungen in ihrem Organismus einsetzen. Man hört uns schon heute, aber man soll uns noch deutlicher hören und besser ernst nehmen!“

Besonderer Dank wurde einem Mitglied gesagt, das die gemeinnützigen Zwecke des Schwäbischen Heimatbundes durch eine Spende von mehreren tausend Mark förderte.

Soweit der Geschäftsbericht des Vorsitzenden. Es folgte der Kassenbericht des Schatzmeisters Bankdirektor i. R. Willy Baur und der Prüfungsbericht des Kassenprüfers Regierungsamtmann i. R. Dinkeldein. Dem Schatzmeister wurde einstimmig, ohne Stimmenthaltung, Entlastung erteilt.

Danach erfolgte ebenfalls einstimmig, ohne Stimmenthaltung die Wiederwahl des stellv. Vorsitzenden Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden, dem der Vorsitzende unter lebhaftem Beifall der Anwesenden für seine Mitarbeit dankte.

Zum Schluß ernannte die Mitgliederversammlung mit starker Anteilnahme drei vom Vorstand vorgeschlagene Ehrenmitglieder, Seine Königliche Hoheit Herzog Philipp Albrecht von Württemberg, Redakteur Johannes Schmid aus Leutkirch und Hauptkonservator Dr. Albert Walzer. Der Vorsitzende verlas die „laudatio“ für jeden der Genannten; ihre Veröffentlichung in der „Schwäbischen Heimat“ soll im nächsten Heft erfolgen.

Der Vorsitzende schloß die Mitgliederversammlung mit einem Dank an alle Mitarbeiter und dem Ausdruck der Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jahre 1965, vermutlich in Wimpfen.

Der Samstagabend führte die Mitglieder gesellig im Kolpinghaus zusammen. Dabei sprach der Vorsitzende an Hand von Lichtbildern über seine „Sorgen um Hochrhein und Bodensee“. Er führte dabei Folgendes aus.

Noch liegen keine beruhigenden Beschlüsse der internationalen Kommission vor, welche die Erdölleitung bei Bregenz beurteilen soll. Zwar sind in weitesten Kreisen der Techniker, Ärzte, Wirtschaftler und Kommunalbeamten die Gefahren der Gewässerverschmutzung bekannt, und auch das Bewußtsein wächst, wie schwer auf die Dauer die Beschaffung von Wasser in ausreichender Menge und Güte überhaupt ist. Trotzdem wird munter weitergeplant, als wäre nichts zu verlieren und zu verderben.

An Landschaftsaufnahmen und Planskizzen wurde gezeigt, wie sehr die Stromlandschaft heute schon verändert ist, obwohl noch nicht einmal alle Staustufen zur Kraftgewinnung ausgebaut sind, was erst zu erwarten wäre, wenn der Ausbau zum Schifffahrtskanal Wirklichkeit würde. Der Redner sagte, auch ein Ausbau bis Waldshut sei nicht zu verantworten, wenn man die drei Forderungen ernst nähme, welche der Landtagsbeschluß vom 24. Oktober aufstellte: reines Wasser – Bodensee und Hochrhein bleiben Erholungsgebiete – Industrie an der Uferzone wird begrenzt. Die Möglichkeit, hier einen Ausgleich der Widersprüche zu finden, wurde unter Berufung auf wichtige Kronzeugen und Vorgänge bestritten.

Der ganze Vortrag war ein leidenschaftlicher Appell an alle, im Tun und Unterlassen sich der Verantwortung bewußt zu sein, welche unsere Generation für dieses Stück Natur trägt; auch schweigendes Geschehenlassen sei Versäumnis.

Der Vortrag von Dr. Karlheinz Schaaf „Volkstum in Oberschwaben“ wurde unter ungünstigen Umständen gehalten, die mit den Worten „zeitlich unglückliche Lage, Verspätung, infolgedessen Kürzung des der Anschauung zugewandten Abschnittes (Lichtbilder) und nicht zu vergessen: Temperatur von 30 Grad!“ umrissen werden können. Dennoch folgten die Zuhörer aufmerksam den Darlegungen, die auch methodisch – hinsichtlich der Arbeitsweise der Volkskunde von heute – aufschlußreich waren. Der Vortragende hatte sich die Aufgabe gestellt, „prägende Kräfte, die in Oberschwaben wirksam wurden, an den Erscheinungsformen der Volkskultur aufzuzeigen“ und meinte damit „jene geistigen Energien, die sich auf Grund der besonderen geschichtlichen Gegebenheiten und Verflechtungen in dieser Landschaft gebildet und entfaltet haben und das Volkstum – also die Träger der Volkskultur in Oberschwaben z. T. bis in unsere Tage in der Vielfalt überlieferter Lebensformen bestimmen“. Er zog dabei „Tradition und Mobilität“ in seine Ausführungen ein, wobei er unter Tradition das Festhalten an überlieferten Lebensäußerungen, dem sozialen Gebot der Sitte, als Mobilität den Wandel der Überlieferungsformen im Zeichen der technischen Welt und

die entsprechenden Änderungen soziologischer Strukturen verstand. Dies wurde am Beispiel des Blutrittes Weingarten erläutert.

Im Hauptteil seines Vortrages erörterte Dr. Schaaf zunächst den Landschaftsbegriff „Oberschwaben“ in seiner geographischen und historischen Abgrenzung, um sodann die Frage nach dem Menschen in diesem Raum zu stellen. Dies geschah in der Gegenüberstellung von ober-schwäbischen „Neuwürttembergern“ und „Altwürttembergern“ sowie unter Hinweisen auf die „Sakrallandschaft“ Oberschwaben, ihre Ursachen und Wirkungen. Beispiel für diese war der „Gottesberg“ in Wurzach. An seiner Geschichte zeigt sich, welche Bedeutung dem ober-schwäbischen Adel und seiner Hochkultur für die Volkskultur zukommt und wie der Kult – als Kern der Kultur – räumlich und zeitlich seine Wurzeln im Boden der Volkskultur ausbreitet und verflucht.

Die Feierstunde im Saal des Alten Theaters, bei der das Collegium musicum unter Leitung von Manfred Gerber mitwirkte, eröffnete der Vorsitzende des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine, Prof. Dr. H. Dölker, mit dem Ausdruck der Freude über die schönen und großen Möglichkeiten, die Oberschwaben und die Stadt Ravensburg den Veranstaltern gerade im Sinne ihrer Bestrebungen bieten, und des Dankes an Oberbürgermeister Minister i. R. Dr. Sauer, der das Zustandekommen der Veranstaltung in der verständnisvollsten Weise gefördert hatte. Dieser selbst wandte sich in einer warmherzigen Ansprache an die Anwesenden und entbot ihnen den herzlichsten Willkommengruß der ganzen Stadt. Die Festansprache hielt Universitätsprofessor Dr. Hektor Ammann. Ravensburg, so führte er aus, tritt in die Wirtschaft als Ort mit Markt- und Münzrecht ein. Das 12. Jahrhundert sah den darauf sich gründenden Ausbau der Stadt, deren Entwicklung um 1220 zunächst abgeschlossen ist. Sowohl nach Größe der bebauten Grundfläche als nach Einwohnerzahl gehört die Stadt Ravensburg den Mittelstädten zu. Einen Stadtstaat (Territorium) zu bilden, war ihr versagt. Ihre eigentümliche wirtschaftliche Leistung wird deutlich, wenn man bedenkt, daß sie eine große Weberzunft hatte. Die Wollweberei trat hinter der Leinenweberei weit zurück. Aus einem ländlichen Hausgewerbe wurde auf dem Wege des Unternehmertums eine Massenerzeugung mit Fernabsatz, man

darf sagen; eine Industrie. Stempel oder Siegel verbürgten die Qualität (R für die ausgesuchte Ware, ein Stern für die Mittelqualität, ein Krebs für „Scherter“-Stücke). So hatte Ravensburg starken Anteil an der Verbreitung der „Konstanzer“ Bodenseeeinwand. Die Frage, ab wann dies geschah, kann dahin beantwortet werden, daß dafür nicht erst das 14. Jahrhundert in Betracht kommt, sondern schon die Mitte des 12. Zu dieser Zeit war die oberdeutsche Leinwand im Mittelmeerbereich allgemein bekannt; 1214 wird Ravensburger (nicht Regensburger) Leinwand in Genua erwähnt. Im 14. Jahrhundert aber gehört Ravensburg zur Schicht der Städte, die das Barchent entwickeln. Wie alle ober-schwäbischen Städte, so stand auch Ravensburg in lebhaften Handelsbeziehungen zu Venedig. Auch finden wir Ravensburger Kaufleute in den großen deutschen Messeorten, vorwiegend in Zuzach, dessen Einzugsgebiet die Schweiz und Oberschwaben waren, in Frankfurt und in Nördlingen. Die berühmte Große Ravensburger Gesellschaft dürfen wir im Sinne einer AG verstehen; sie wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts gegründet und bestand bis 1530. Ihre Hauptteilhaber waren die Mötteli (Mitgründer?), Humpiß und Muntprat. Sie war kapitalkräftig, besaß sie doch über 100 000 fl Kapital und warf 5–10% Erträge ab. Es handelte sich dabei um kein Spekulations-, sondern ein solides Warengeschäft mit Niederlassungen in Genf, Avignon, Saragossa, Barcelona, Valencia, Mailand, Venedig, Genua, Nürnberg, Wien, Brügge (dann Antwerpen). Der wirtschaftliche Niedergang ab dem 16. Jahrhundert ist unverkennbar und hängt mit der allgemeinen Geschichte der Stadt auf das engste zusammen.

Im Anschluß an die Festansprache wurden die Ergebnisse des Schülerwettbewerbs Ravensburg bekannt gemacht und die Preise verteilt (hierüber siehe S. 169).

Den Sonntagnachmittag nahmen verschiedene, gut besuchte, Führungen ein: a) von Stadtarchivar Dr. Dreher durch die Altstadt, b) von Dr. Hengstler durch die Stadtbibliothek, c) von Hauptkonservator Dr. Walzer durch das neu aufgestellte Heimatmuseum, d) von P. Spahr durch Weingarten und den Herren Pfarrern durch Weißenau und Baidt, e) von Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden durch die Waldburg und Schloß Wolfegg.

Pfingsttage in Ochsenhausen

Jahr um Jahr schlägt der Schwäbische Heimatbund in Ochsenhausen ein anderes Kapitel im Buche der Geschichte Oberschwabens auf. Das Kapitel dieses Jahres war überschrieben: „Österreich in Oberschwaben“. Staatsarchivdirektor Dr. E. Stemmler gab am Eröffnungsabend, an dem Landeskonservator W. Genzmer für den Schwäbischen Heimatbund, Stadtrat Ritter für die Stadt Ochsenhausen und Stadtpfarrer Reich – auch für den Hausherrn Oberstudiendirektor Rosenstock – begrüßten, einen ausgezeichneten Überblick über die Entwicklung des österreichischen Oberschwaben. Nach einleitender Klärung des Landschaftsbegriffes „Oberschwaben“ (unter Hinweis auf die wichtige Arbeit von E. Gönner) und des schillernden Staatsbegriffes Vorderösterreich umriß der Vortragende in kurzen Sätzen die Entwicklung des Herzogtums Schwaben bis zum vergeblichen Versuch seiner Wiederherstellung durch Rudolf von Habsburg. Die Wiedergewinnung der Reichsrechte und des Hausguts der Staufer war Aufgabe der Reichslandvogtei, die schließlich doch nur noch das habsburgische Territorium und die Gerichtsbarkeit des Kaiserlichen Landgerichts umfaßte. Die früher herzogliche Aufgabe der Wahrung des Landfriedens wurde zunehmend durch vertragliche Einungen erzielt. So entschied über die Gesicke Österreichs in Oberschwaben vor allem eine Reihe von Erwerbungen, auf Grund deren das Schicksal des oberschwäbischen Gebiets weithin durch die Territorial- und Hausmachtpolitik Österreichs bestimmt wurde. Die Folge war ein gewaltiges Konglomerat von verschiedenen Rechten, und dies inmitten einer Unzahl konkurrierender Mächte (Reichsklöster, Hochadel, Reichsstädte, nicht zu vergessen die Eidgenossenschaft jenseits des Sees). Hinzu kam die Schwächung durch häufige Verpfändungen, deren Nutznießer meist der Hochadel war. Dennoch blieb Österreich die einzige wirkliche politische Macht in Oberschwaben, vor allem nachdem die Bauern niedergeworfen und die katholischen Reformen durchgeführt worden waren. Auch die Schaffung der schwäbisch-österreichischen Stände, die zum ersten Mal 1541 in Mengen tagten, trug zur Festigung bei (Haupttätigkeit: Genehmigung und Umlegung von Steuern und Kontributionen). Die Verwaltungsreformen Maria Theresias sind aus dem Geist des aufgeklärten Absolutismus gewachsen. Dabei kam es zu einer Zentralisierung (1420–1752 Regierung von österreichisch Oberschwaben in Innsbruck, wobei seit Maximilian der Kaiser zugleich Herr der Vorlande war; dann Kammer im österreichisch gewordenen Konstanz, ab 1759 in Freiburg). Sodann erfolgte eine einheitliche Verwaltung durch die vier Oberämter Günzburg, Altdorf, Stockach und Rottenburg (als 5. Oberamt kam im Zuge der letzten vorderösterreichischen Erwerbung 1780 das Oberamt Tett nang hinzu). Durch Reformen (völlige Personalfreiheit, Abschaffung der Robot, Gleichheit vor dem Gesetz)

wurden zwar alte Privilegien geopfert, indessen zu des Landes Vorteil. 1805 trat das Ende ein: im Frieden von Prag kam schwäbisch Österreich zum Teil an Württemberg. Und das Facit? Der natürliche Großraum Oberschwaben war von Rudolf von Habsburg für ein großes Ziel ausersehen worden. Dieses Ziel wurde nicht erreicht. Dennoch behauptete sich Österreich in Oberschwaben, selbst in der Zeit des Niedergangs und der Gebietsverluste, durch seine Territorial- und Hausmachtpolitik. Erst im 18. Jahrhundert wurde versucht, aus dem großen Bündel von Rechten ein einheitliches Staatswesen zu formen, dem freilich die völlige Staatwerdung versagt blieb. Dann folgte die schließliche Auflösung. Ein Mißerfolg auf der ganzen Linie! In der Wertung der Geschichte darf jedoch der Erfolg nicht entscheiden. Wo die Größe des Wirkens im nicht Verwirklichtbaren besteht, stellt das tatsächlich Verwirklichte keinen Maßstab der Beurteilung dar.

In zwei Studienfahrten zu den österreichischen Donaustädten gab Staatsarchivdirektor Dr. E. Stemmler an Ort und Stelle kurze, aber wesentliche Abrisse des jeweils besonderen geschichtlichen Geschehens. Dr. Schahl vermittelte die künstlerische Kultur, wobei er betonte, daß es zwar keine österreichische Kunst in Oberschwaben gebe, wohl aber die Kunstgeschichte der österreichischen Donaustädte im 17. und 18. Jahrhundert in besonderer Weise „oberschwäbisch“ sei. Unvergesslich war der schöne Maiabend in Waldsee, als man vom Truchsessenschloß zur Stiftskirche, von dieser zur Friedhofskapelle und Frauenbergkapelle und schließlich, schon bei sinkendem Abend, noch in das schöne Heimatmuseum im ehemaligen Theater ging.

In der Reihe „Wir stellen vor“ wurde diesmal das Werk Alfred Vollmars gezeigt. Es war besonders aufschlußreich, den Künstler dabei über sich selbst sprechen zu hören. Vernehmen wir aus dem Selbstzeugnis folgende Darlegung: „Es ist eine überaus spannende Sache, ein Gesicht im Netz durchsichtiger Linie einzufangen . . . Die Zeichnung, die sich auf entscheidende Linien einstellt, ist keine leichte Sache. Der prägnante Strich erfordert mehr konzentrierte Übung als viele Linien hinzuschwirren. Er hat dafür den Charakter des Geistigen und ist, wenn man will, auch eine Abstraktion mit Einfühlung, jedenfalls etwas Anderes als die gefürchtete Ähnlichkeit mit der Fotografie. Es macht Freude, die so verschiedenen Charaktere etwa eines Dorfes mit übersehbaren Verhältnissen nebeneinanderzustellen. Hier den Schmied und den Schneider, den Bäcker, Metzger, Maler, Schuhmacher, Polizei, die Alte und das junge Mädchen, jeweils auch das Zeichenmaterial anzupassen: die Kreide, Feder, Pinsel, den Bleistift und den Silberstift.

Auch die Landschaftsbilder sind nicht als Aufträge sondern als freigewählte Bilder gemalt. Zwar wurde zunächst vor der Natur gezeichnet, aber dann in einer Verdichtung verschiedener Motive zu Hause ausgeführt. So ent-

standen keine eigentlichen Landschaftsporträts, sondern Sinnbilder, die einen Akkord beim Betrachten anklingen lassen, etwa die Burg auf dem Felsen oder das Haus am Stein, den Fluß im Tale, den Wald oder die weite Seewelt im Farbenwechsel der Jahreszeiten. So entfalten die Landschaften, deren Motive alle aus unserer nahen Umgebung von Jura, Donau, Bodensee und Allgäu geholt sind, das, was in den Menschen durch Schöpfung und Geschichte gelegt wurde.

Die malerische Ausführung bedient sich der Strukturmöglichkeiten wie sie die Verbindung von Temperauntermalung und Vollendung in Harzölfarbe gewährt. Dieser schichtenweise Arbeitsgang leistet größere Dauerhaftigkeit als die bloße Ölfarbe. Die Skizze wurde selbstverständlich nicht vernachlässigt; sie wurde in der Ausstellung durch eine Reihe von Bildkeimen veranschaulicht. Mehrere Jahre waren der Radierung gewidmet. Diese ist eine feine Kunstart wie das Violinspiel. Die Radiernadel hat die größte Leichtigkeit, Schnelle und Beweglichkeit von allen grafischen Werkzeugen. Mit spielender Feinheit schneidet sie durch den dunklen Ätzgrund und legt

das blanke Metall frei für den Ätzvorgang, der selbst wieder eine Kunst der Säureführung und des richtigen Einhaltens der Zeitintervalle ist. Das kleine Format gestattet den größten Wechsel der Motive. So spiegeln sich darin nicht bloß das Heitere und Helle, sondern auch die schweren Schicksale der erlebten Jahre. Der Kontrast der hellen und der dunklen Seite des Lebens ergibt das Gleichgewicht des Ganzen. Einige Blätter von dem zerstörten Ulm wecken in dem Künstler das Bedauern, daß nicht mehr Radierungen dem Andenken der zerstörten Städte gewidmet wurden."

In einer Orgelstunde hörte man Professor Anton Nowakowski auf der Gablerorgel. Er spielte Erbach, Froberger, Muffat, Pachelbel und Bach. Es war ein Meisterkonzert und es war dies gerade darin, daß der Spieler, in vollendeter Meisterschaft über sein Instrument, dieses ganz in den Dienst des vorgetragenen Werkes, seiner Form und des darin beschlossenen Gehaltes – unter Ausschaltung alles Eigenen – stellte, nichts hinwegnahm, nichts hinzutut, so daß die Orgel durch ihn zu musizieren schien.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1964/65

Eine ausführliche Anzeige wird Heft 4/1964 enthalten. Wir weisen heute nur auf die Stuttgarter Vorträge des letzten Vierteljahres 1964 hin. Sie finden durchweg 19.30 Uhr in der Aula der Staatsbauschule statt.

Freilichtmuseum – eine Aufgabe unserer Zeit
(mit Lichtbildern)

Vortrag von Dr. A. Zippelius, Kommern

Freitag, 9. Oktober: Im Blick auf ein künftiges Freilichtmuseum in Baden-Württemberg kommt den Ausführungen des Vortragenden eine besondere Bedeutung zu, der in Kommern (Eifel) ländliche Bauten der Umgegend gesammelt und in einem weiten Freigelände neu aufgestellt hat, wobei sich die Inneneinrichtung auch auf alten Hausrat und historisches Arbeitsgerät erstreckt.

Der Aufstand des Armen Konrad 1514

Vortrag von Staatsarchivdirektor Dr. Walter Grube

Freitag, 6. November: Die 450-Jahrfeier des Tübinger Vertrags hat in diesem Sommer das Interesse für eine Schicksalsstunde des alten Württemberg wieder wach werden lassen. Den Anstoß zu jenem einst in aller Welt berühmten Vertrag gab die Empörung der Bauern des

„Armen Konrad“, die vom Remstal aus das ganze Herzogtum ergriff und weithin im Reich Aufsehen erregte. Der Vortrag schildert Ursachen, Anlaß, Verlauf und geschichtliche Wirkung dieser ersten Revolution in Württemberg.

Landschaftsveranstaltungen und Naturschutz
(mit Lichtbildern)

Vortrag von Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber

Freitag, 4. Dezember: Der Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege von Südwürttemberg-Hohenzollern wird in diesem Vortrag aus der Praxis eines staatlich bestellten Naturschützers erzählen, dem Landschaftsveranstaltungen weniger ästhetische Phänomene sind als vielmehr Symptome tieferer, das Volkswohl gefährdender, Störungen des Verhältnisses von Mensch und Natur.

Die Führungsreihen „Kunst und Künstler der Gegenwart“ und „Stuttgart im Spiegel seiner Grabmale“ werden fortgesetzt; ferner sind Besuche des Schiller-Nationalmuseums in Marbach und des Limes-Museums in Aalen sowie eine Filmstunde vorgesehen. Auch hierüber erfolgt ausführliche Anzeige in Heft 4/1964.

Bilder der schwäbischen Heimat

Gemälde, Radierungen, Farbdrucke

KUNSTHAUS SCHALLER

STUTTGART - MARIENSTR. 1c

eigene Rahmerei



Baden-Württemberg Staat, Wirtschaft, Kultur

Herausgegeben von Theodor Pfizer, Redaktion Harry Pross. 590 Seiten mit 24 Seiten Bildtafeln und 8 Seiten Karten. Leinen DM 56.—.

Die politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Strömungen zu zeigen und zu deuten, die in Baden-Württemberg wirken, ist Absicht dieses prachtvollen Werkes. In mehr als vierzig Aufsätzen treten die Lebensbereiche dieses Landes plastisch hervor.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

WÜRTTEMBERGISCHE BANK
STUTTGART

Filialen

GÖPPINGEN
TÜBINGEN

REUTLINGEN
ULM/DONAU

Bücher für den Freund württembergischer Geschichte:

PETER HOFFMANN

**Die diplomatischen Beziehungen zwischen Württemberg und Bayern im Krimkrieg
und bis zum Beginn der Italienischen Krise (1853–58)**

XII und 132 Seiten. Kartonierte DM 13.50

ERNST HIRSCH

Beiträge zur Sprachgeschichte der württembergischen Waldenser

X und 128 Seiten mit 7 Karten und 3 einfarbigen Abbildungen. Kartonierte DM 18.—

OTTO-GÜNTER LONHARD

Das Kloster Blaubeuren im Mittelalter

Rechts- und Wirtschaftsgeschichte einer schwäbischen Benediktinerabtei

XV und 171 Seiten mit 4 einfarbigen Tafeln, 1 Karte und 2 Tabellen. Englisch brosch. DM 19.50

INGRID SEIDENFADEN

Das Jesuitentheater in Konstanz

Grundlagen und Entwicklung.

Ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitentheaters in Deutschland

XI und 192 Seiten mit Anhang. Englisch brosch. DM 21.50

HUGO OTT

Studien zur Geschichte des Klosters St. Blasien im hohen und späten Mittelalter

XIX und 136 Seiten mit mehreren Tabellen. Kartonierte DM 15.—

MARGARETA REICHENMILLER

Das ehemalige Reichsstift und Zisterzienserkloster Rottenmünster

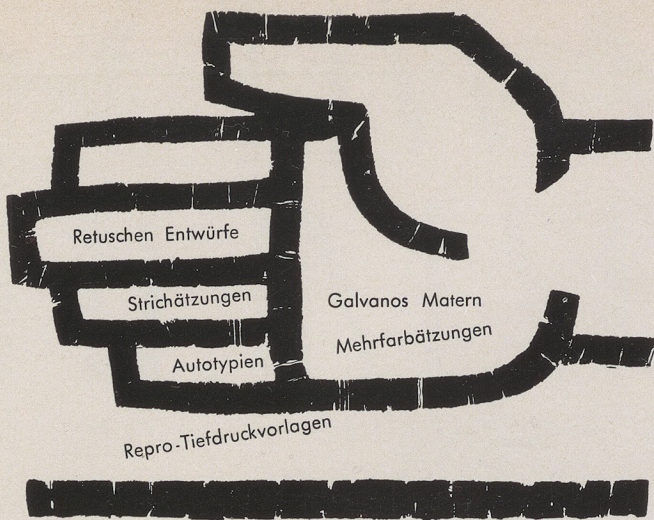
Studien zur Grundherrschaft, Gerichts- und Landesherrschaft

XV und 207 Seiten, 2 Karten. Kartonierte DM 24.—

Diese Bände sind in den Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg erschienen.



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 273704



Schwäbischer Heimatkalender 1965

Herausgegeben in Verbindung mit dem Schwäbischen
Heimatsbund und dem Schwäbischen Albverein
von **Karl Goetz**

Preis DM 1.80. W. Kohlhammer Stuttgart

Der Schwäbische Albverein

schreibt in seinem Mitteilungsblatt über das Buch
von

Oberforstmeister a. D. Dr. h. c.

Otto Feucht

Der Wald um Stuttgart

80 Seiten Text, 62 Seiten Tafeln
Kartonierte DM 9,-

„Die treffliche Schrift mit den vielen schönen Bildern wird nicht nur von Stuttgartern, sondern allen schwäbischen Wanderern und Naturfreunden, die die schöne Umgebung ihrer ‚Residenz‘ meist viel zu wenig kennen, angelegentlich empfohlen.“ Das Feucht'sche Buch aus dem Verlag Kohlhammer ist in jeder Buchhandlung erhältlich.



Ein Haus wiegt mehr

als die meisten anderen großen und kleinen Wünsche. Ein Haus – das ist ein solider Dauerwert, der Ihnen wirtschaftliche Sicherheit gibt und Sie von den Veränderungen auf dem Wohnungsmarkt unabhängig macht. Ein Haus hilft Ihnen, die Gegenwart glücklicher und Ihre alten Tage sorgenfreier zu gestalten.

Mit billigem Baugeld von Wüstenrot können auch Sie zum eigenen Heim kommen. Der Staat wird Ihnen dabei helfen – mit Wohnungsbauprämie bis zu 400,- DM im Jahr oder Steuernachlaß.

Am besten wenden Sie sich an einen unserer öffentlichen Beratungsdienste oder direkt an das Wüstenrot-Haus in 714 Ludwigsburg

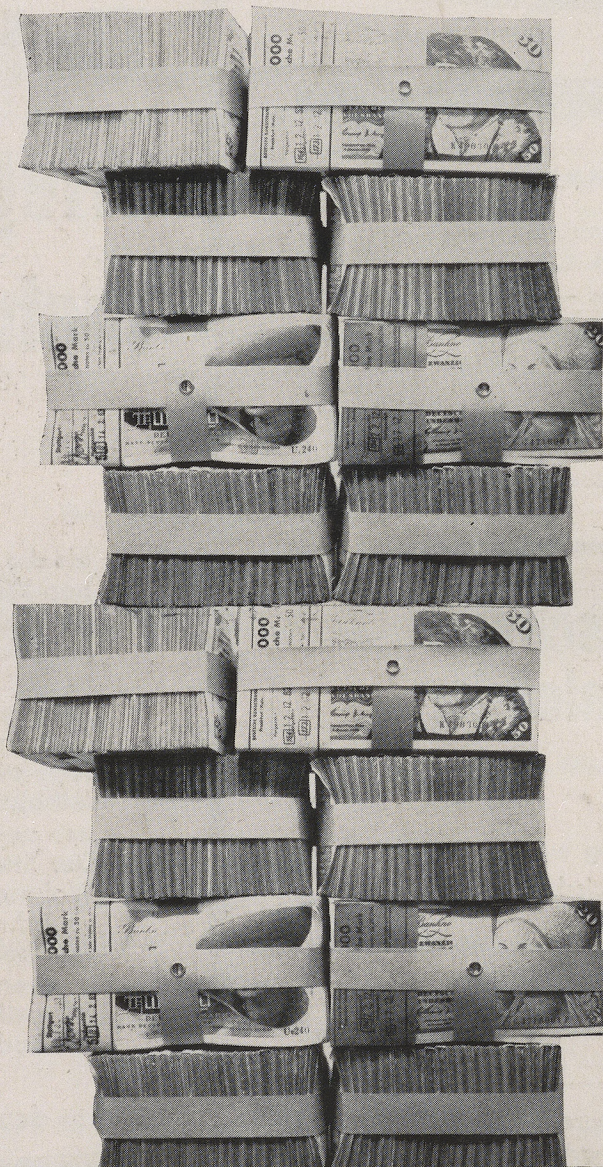
Größte deutsche Bausparkasse

Wüstenrot



1 Million
Bausparverträge

Geld stapeln?



Geld ist geduldig. Man kann es verschwenden, man kann es vermehren. Man könnte es auch stapeln. Aber diesen Gedanken verfolgt wohl niemand ernstlich. Nur Geld, das »arbeitet«, kann etwas einbringen. Wer mit dem Gelde Geld verdienen will, muß es anlegen. Wie? Diese Frage beantwortet Ihre Sparkasse.

Bei der Sparkasse ist Geld nicht nur gut aufgehoben, hier arbeitet es auch. Die Sparkasse gewährt Kredite und Darlehen nach Maß, kurz-, mittel- oder langfristig. Vielfältig ist die Finanzierungshilfe der Sparkasse. Immer ist ein Sparkassenkredit von Vorteil — weil er weiterhilft.

Der verlässliche Partner für Handel, Handwerk, Mittelstand, für Industriebetriebe, Landwirte oder Selbständige:

Wenn's um Geld geht
SPARKASSE